

EINE WELT



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

NR. 1 / MÄRZ 2021

Das DEZA-Magazin
für Entwicklung und
Zusammenarbeit

www.eine-welt.ch

GESUNDHEITS- SYSTEME

Auf dem Prüfstand - erst recht seit
der Pandemie

SCHRITT FÜR SCHRITT

Minderheiten in Tunesien

SELBSTBESTIMMT

Kontroverse über gute Entwicklungspolitik

DOSSIER

GESUNDHEITSSYSTEME



8

Gesundheitsversorgung – alle haben Anspruch auf Qualität

In den Ländern mit niedrigem und mittlerem Einkommen sterben Jahr für Jahr Millionen Menschen, weil die Qualität der Gesundheitssysteme mangelhaft ist

13

Neue Leistungsmodelle von Nepal bis Ägypten

Eine weltweit vernetzte Initiative verbessert die Qualität der Gesundheitswesen

14

«Ich träume von einem System, das die Leute nutzen wollen»

Die renommierte Gesundheitsforscherin Margaret E. Kruk im Interview

16

Gesundheit für Mensch und Tier

In Äthiopien wird die Gesundheit von Nomaden und ihren Herden parallel gefördert

18

«Niemand wird gewalttätig geboren»

Wie Jugendliche in Bosnien-Herzegowina gesunde Lebensweisen und Geschlechtergleichstellung erlernen

19

Facts & Figures

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen. Deshalb geben nicht alle Beiträge notwendigerweise den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

HORIZONTE

TUNESIEN



20

Schritt für Schritt

Tunesien befindet sich mitten in einer Wirtschaftskrise und im gesellschaftlichen Wandel

24

Aus dem Alltag von...

Karima Gmada Kefi, stellvertretende Leiterin «Wirtschaft und Beschäftigung» im Kooperationsbüro in Tunis

25

Tunesiens Jugend – artistisch!

Olfa Arfaoui über Geschlechtergleichstellung via Kunst und Kultur

DEZA



26

Weg von Gewalt und Armut

In Honduras ebnet ein Berufsbildungsprojekt benachteiligten Jugendlichen den Weg in die Arbeitswelt

29

Alle Hilfe an einem Ort

Im Südsudan erhalten Überlebende von sexueller Gewalt medizinische, psychische und rechtliche Unterstützung aus einer Hand

Sie finden uns auch im Internet:

www.eine-welt.ch
www.un-seul-monde.ch
www.un-solo-mondo.ch
www.one-world-magazine.ch

FORUM



32

«Entwicklung ist die Freiheit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen»

Die Entwicklungsökonomin Isabel Günther und der Entwicklungssoziologe Elísio Macamo im Streitgespräch über die Schweizer Entwicklungspolitik

35

Zwischen Good News und Untergang

Wird die Welt besser oder schlechter? Je nach Antwort fällt die Entwicklungszusammenarbeit anders aus

37

Stirbt der Journalismus, stirbt die Demokratie

Carte blanche: Die Kambodschanerin Bopha Phorn über Medienfreiheit

KULTUR



38

«Meine Welt»

Mit unverklärtem Blick zeigt Ronald Pizzoferrato auf seinen Fotos Menschen aus seiner Heimatstadt Caracas, die Tag für Tag ums Überleben kämpfen

3 Editorial

4 Periskop

31 Einblick DEZA

42 Service

43 Fernsucht mit Mbene Mwambene

43 Impressum

EIN HOFFNUNGSSCHIMMER FÜR DIE GESUNDHEIT



Corona hat unseren Alltag grundlegend verändert. Ein Jahr nach dem Ausbruch der Pandemie bestimmen Gesichtsmasken, Desinfektionsmittel und Quarantäne unsere neue Normalität. Hinzu kommen steigende Arbeitslosenzahlen, sinkendes Wirtschaftswachstum, überforderte Gesundheitssysteme. Täglich stellen wir uns die Frage: Wie lange noch? Als am 13. März 2020 der erste Covid-19-Fall in Kenia bestätigt wurde, dachte ich, in ein paar Monaten sei alles vorbei. Ich zweifelte sogar an der Existenz des Virus, da ich niemanden kannte, der infiziert oder betroffen war. Dann starb mein Cousin, 32, ohne Vorerkrankungen an Covid-19. An diesem Tag schaute ich mir die Statistiken der Regierung an, im Bewusstsein, dass ein Mitglied meiner Familie zu den Verstorbenen gehörte.

Kenia ist bekannt für seine weissen Sandstrände, Wildtierreservate und Langstreckenläufer. Das Virus hat unser bisheriges Leben zum Erliegen gebracht – inklusive Tourismus und Sport. Ich musste mich daran gewöhnen, meine sozialen Kontakte einzuschränken und im Homeoffice zu arbeiten. Es gibt Phasen, in denen ich tagelang keinen Kontakt zu meinen Kollegen und Kolleginnen habe. Wir arbeiten in zwei Teams, die sich nur digital treffen, um zu gewährleisten, dass die Arbeit fortgesetzt wird, auch wenn sich jemand infiziert.

Zunächst ergriff die Regierung schnell drastische Massnahmen, um die Ausbreitung des Virus einzudämmen, sperrte Hochrisikogebiete ab, schränkte das Reisen ein, schloss Geschäfte und Schulen, setzte auf Abstandhalten. Die Pandemie deckte rasch Schwachstellen im Gesundheitssystem auf. Die Mehrheit der Bevölkerung von 50 Millionen lebt ohne Zugang zu einer qualitativ guten Gesundheitsversorgung. Zudem sind die öffentlichen Gesundheits-

einrichtungen schlecht ausgestattet. Die wenigen Privatpersonen, die sich eine private Gesundheitsversorgung leisten können, nehmen hohe Kosten in Kauf. Wir waren definitiv nicht auf diese Pandemie vorbereitet!

Somalia und Äthiopien, die zusammen mit Kenia das Zielgebiet des DEZA-Regionalprogramms Horn von Afrika bilden, kämpfen mit ähnlichen Herausforderungen. Die Schweiz hat schnell auf die Corona-bedingte gesundheitliche und sozioökonomische Krise in der Region reagiert. Das Virus hat nicht nur die tiefgreifenden Probleme in den Gesundheitssystemen offengelegt, sondern auch Möglichkeiten für Reformen aufgezeigt, die zur Bewältigung künftiger Pandemien und zur Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsversorgung beitragen werden.

Die vorliegende Ausgabe thematisiert die Bedeutung qualitativ hochwertiger Gesundheitssysteme. Ans Herz legen möchte ich Ihnen den Beitrag über die Jigjiga University One Health Initiative in Äthiopien: Ein DEZA-Projekt unter der Leitung des Schweizerischen Tropen- und Public-Health-Instituts, welches die integrierte Gesundheitsversorgung nomadischer Viehzüchter und deren Tiere unterstützt. Das One-Health-Konzept anerkennt die enge Verflechtung zwischen der Gesundheit von Mensch und Tier. Covid-19 macht als Zoonose, also als Krankheit, die vom Tier auf den Menschen übertragen wird, deutlich, warum es diesen fortschrittlichen Ansatz in der Gesundheitsversorgung braucht.

Das Jahr 2021 beginnt mit einem Hoffnungsschimmer: Die erste Lieferung des Covid-19-Impfstoffes für die Region wird erwartet. Trotzdem bleibt das Coronavirus noch viele Monate Realität – es wird einige Zeit dauern, bis alle Menschen am Horn von Afrika Zugang zum Impfstoff haben werden.

*Bihawa Swaleh
DEZA-Kooperationsbüro Nairobi*



© Liba Taylor/Robert Harding/Alf

BÄUME VERHINDERN ARMUT

(zs) Ohne Wälder nützt Armutsbekämpfung wenig, warnt eine aktuelle Studie der Global Forest Expert Panels, welche von 21 Wissenschaftlerinnen und 40 Autoren während zwei Jahren durchgeführt wurde. Sie verweisen auf zwei weltweite Herausforderungen, die die verletzlichsten Personen überproportional treffen, Klimawandel und Covid-19-Pandemie: Millionen Menschen stürzen sie in extreme Armut. In diesem Kontext sind die Wälder lebenswichtige Quellen für Wasser, Nahrungsmittel und Brennstoff - und sie ermöglichen ökotouristische Aktivitäten. Als gigantische Kohlenstoffspeicher schwächen sie überdies die globale Erwärmung ab. Die Studie wirft einen multidimensionalen Blick auf die Armut, indem sie den Geldwert der Wälder und ihrer Ressourcen sowie deren Einfluss auf Wohlbefinden, Gesundheit und Sicherheit der Bevölkerung evaluiert. Die Forscherinnen und Forscher plädieren für eine nachhaltige und faire Nutzung und haben ein entsprechendes Dossier zuhanden der Gesetzgeber erarbeitet.

«LEITERLISPIEL» SCHÜTZT VOR WÜRMERN

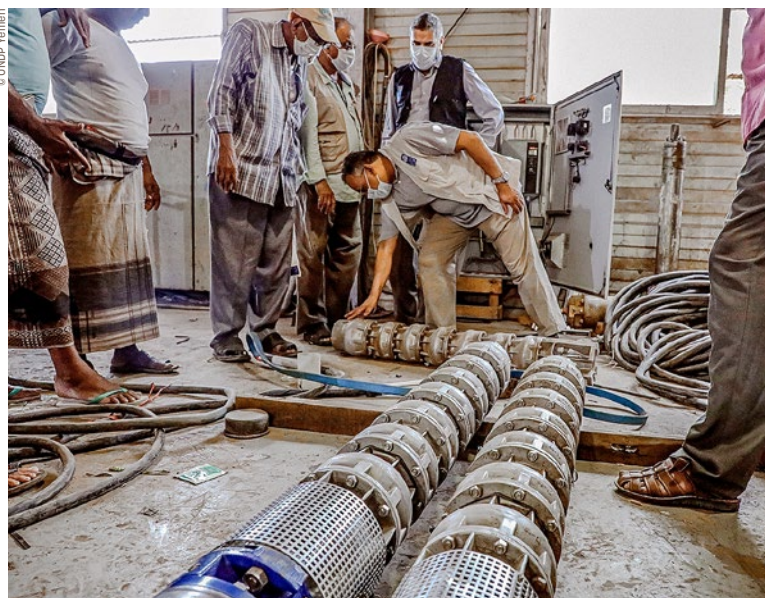
(sch) Laut WHO leben weltweit 600 Millionen Kinder im Schulalter in Regionen mit erdübertragenen Eingeweidewürmern (Helminthen), die menschliche Organe angreifen können. Besonders hoch ist die Verbreitung in den Ländern Subsahara-Afrikas. Ein Forscherteam in Nigeria hat ein Brettspiel entwickelt, mit dem die Häufigkeit solcher Darmkrankheiten deutlich reduziert werden kann. Im Experiment lernten die Kinder während des Spiels in der Schulpause, welche Hygienemassnahmen sie einhalten müssen, um sich vor Würmern zu schützen. In einer mehrmonatigen Studie mit einer Test- und Kontrollgruppe konnte der Anteil von Wurmkrankheiten bei der Testgruppe von 25 Prozent auf 5,6 Prozent reduziert werden. Die Gesundheitsbildung über Brettspiele könnte auch für die Reduzierung anderer Krankheiten wirksam sein, sind die Forschenden überzeugt. Dadurch könnten sie eine effektivere Alternative zu klassischen Hygiene-Poster-Kampagnen werden.

INGENIEURE AUS AFRIKA FÜR AFRIKA

(bf) Nirgends wird die Bevölkerung in Zukunft so stark wachsen wie in Afrika. Um die industrielle Entwicklung nachhaltig zu gestalten, sind qualifizierte Ingenieurinnen und Ingenieure aus Afrika für Afrika gefragt. Die ETH Zürich entwickelt in Zusammenarbeit mit der Ashesi-Universität nahe der ghanaischen Hauptstadt Accra sowie Industriepartnern ein neues Masterstudium für jährlich 20 bis 25 Studierende aus Subsahara-Afrika. Zu Beginn der Zusammenarbeit dauert der Studiengang drei Jahre und setzt sich zusammen aus einem Master of Science von Ashesi und einem Master of Advanced Studies der ETH. Im Rahmen des kombinierten Studienganges unterrichten die ETH-Dozierenden in Ghana und helfen auf diese Weise, den zukünftigen Ashesi-Master aufzubauen. Nach fünf Jahrgängen soll dieser auf eigenen Beinen stehen, und die ETH wird sich aus dem Programm zurückziehen. Dieses Vorgehen ist neu in der Hochschulbildung. Es will die Entwicklung der Ingenieurausbildung fördern, ohne Abhängigkeiten zu schaffen.

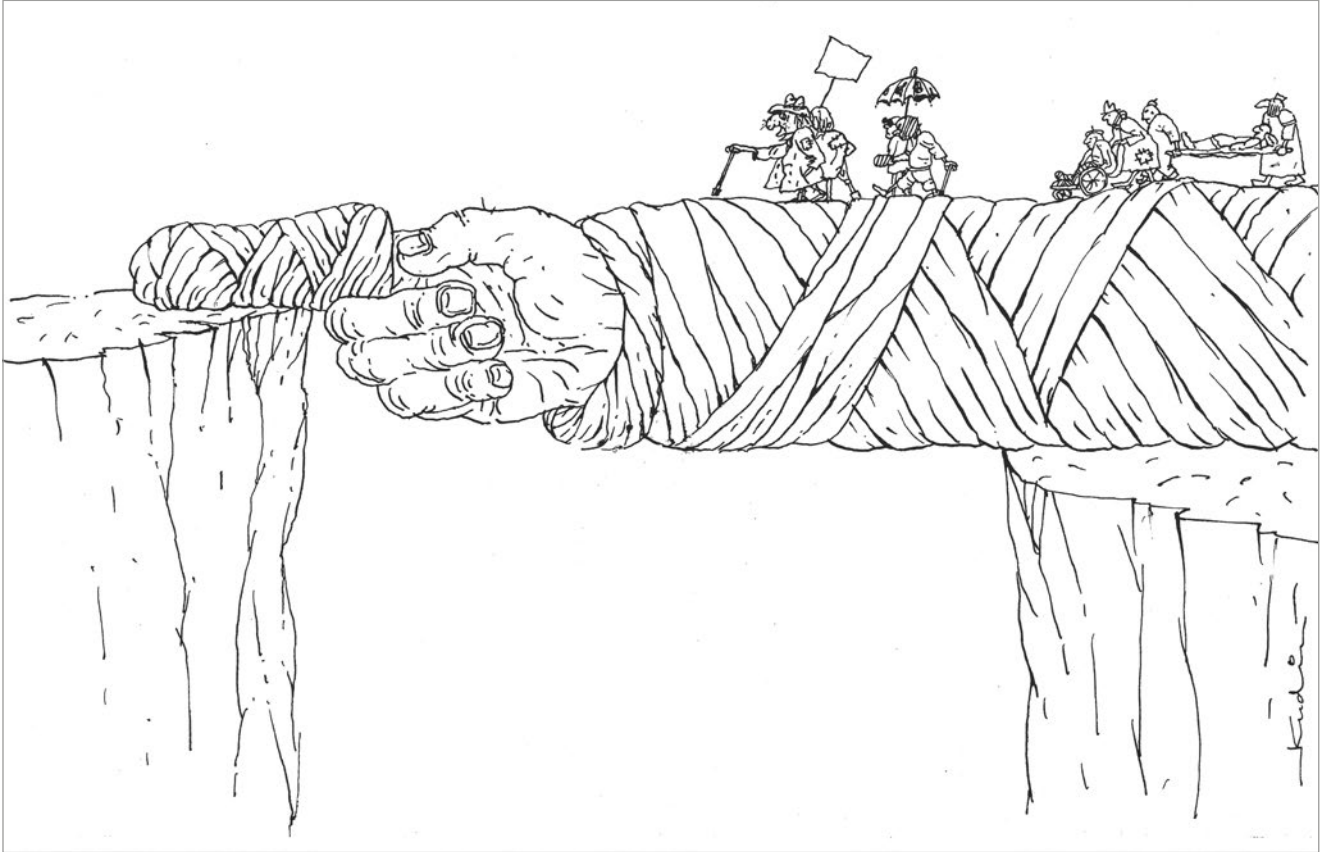
WASSER FÜR JEMEN

(cz) Der kriegsgeschädigte Jemen ist eines der wasserärmsten Länder der Welt. Im August konnte das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen UNDP zusammen mit dem Public Works Project und mit finanzieller Unterstützung der japanischen Regierung Unterwassermotorpumpen in die südjemenitische Stadt Aden liefern. Die dortige Bevölkerung leidet unter chronischem Wassermangel, was zum Teil auf veraltete und beschädigte Wasserpumpen in den örtlichen Brunnen zurückzuführen ist. Die neuen Pumpen sollen den Zugang zu sauberem Wasser für fast 1,1 Millionen Menschen verbessern. «Der Zugang zu sauberem Wasser ist ein grundlegendes Menschenrecht», sagte Salma El Hag Yousif vom UNDP. «Ohne Wasser können die Menschen kein stabiles, gesundes und menschenwürdiges Leben führen.» Zum jetzigen Zeitpunkt sei das besonders kritisch, da durch die Covid-19-Pandemie zusätzlicher Druck entstehe, die Hygiene zu verbessern und die Ausbreitung des Virus zu stoppen.



© UNDP Yemen

FERNSICHT mit Viktor Kudin (Ukraine)



LANGER WEG ZUR «DIGITALEN DEMOKRATIE»

(sch) Forschende der Universität Birmingham und mehrerer afrikanischer Universitäten zeigen im Bericht «Decoding #DigitalDemocracy in Africa», dass der Tech-Optimismus der Nullerjahre vielerorts abgeflaut ist. Ein zunehmender digitaler Graben hat dazu geführt, dass Millionen arbeitsloser Menschen vom Internet und den damit verbundenen Dienstleistungen ausgeschlossen sind. Trotz technologischer Fortschritte und fallender Preise brauche es für diese Menschen politische, gesetzliche und wirtschaftliche Massnahmen, argumentieren die Autoren. Sie kritisieren u.a. Facebooks Strategie in vielen Entwicklungsländern, sich durch einen kostenlosen Teilzugang zum Internet die eigene Marktdominanz zu sichern. Dadurch werde die Entwicklung von lokalen Alternativen unterdrückt. Auch hätten weder Facebook noch Twitter bisher genügend investiert, um Falschinformationen, Aufruf zu Hass und die Beeinflussung von Wahlen zu unterbinden. Hinzu kommen weitere Probleme wie Internet-Shutdowns in autoritären Staaten und die zunehmende Installation von Spyware, um Regierungskritiker auszuspionieren. Die Autoren erkennen aber auch positive Entwicklungen: In Gambia zum Beispiel, hat die Nutzung von Whatsapp und Facebook mitgeholfen, Menschen auf dem Land zu mobilisieren, damit sich diese stärker am politischen Diskurs beteiligen.

NACHHALTIGE PILZTURNERSCHUHE

(sch) Auf der indonesischen Insel Java produziert das kleine Start-up-Unternehmen «Mycotech» Leder aus dem Myzel von Pilzen. Dieses hat gegenüber dem tierischen Vorbild grosse Vorteile: Die Produktion braucht nur ein Zehntel des Wassers für herkömmliche Lederproduktion, das Kultivieren von Myzel benötigt wenig Platz und es müssen dafür keine Tiere sterben. Als Basis für das Myzel nutzt das Start-up Holzspäne von Sägereien. Aktuell produziert Mycotech rund 185 Quadratmeter Leder pro Jahr. Seit Designerinnen und Designer begonnen haben, Schuhe, Taschen und Armbänder mit dem Pilzleder zu gestalten, übersteigt die Nachfrage die Produktion. Aktuell zählt das Start-up 30 Mitarbeitende und verschafft besonders jungen Leuten über ein nachhaltiges Produkt dringend benötigte Jobs.





DOSSIER

GESUNDHEITSSYSTEME

GESUNDHEITSVERSORGUNG - ALLE HABEN ANSPRUCH AUF QUALITÄT SEITE 8
NEUE LEISTUNGSMODELLE VON NEPAL BIS ÄGYPTEN SEITE 13
«ICH TRÄUME VON EINEM SYSTEM, DAS DIE LEUTE NUTZEN WOLLEN» SEITE 14
GESUNDHEIT FÜR MENSCH UND TIER SEITE 16
«NIEMAND WIRD GEWALTÄTIG GEBOREN» SEITE 18
FACTS & FIGURES SEITE 19



Eine Ärztin von «Ärzte ohne Grenzen» präpariert in einer Gesundheitsklinik an der somalisch-äthiopischen Grenze Impfungen gegen Masern.

© Jiro Ose/Redux/laif

GESUNDHEITSVERSORGUNG: ALLE HABEN ANSPRUCH AUF QUALITÄT

In den Ländern mit niedrigem und mittlerem Einkommen hat sich der Zugang zu medizinischen Leistungen in den letzten zwanzig Jahren stark verbessert. Trotzdem sterben Jahr für Jahr noch Millionen Menschen, weil die Qualität der Gesundheitssysteme mangelhaft ist. Ohne Reorganisation können sie die sich ändernden Bedürfnisse der Bevölkerung nicht befriedigen.

Text: Zélie Schaller

Was genau macht die Qualität eines guten Gesundheitswesens aus? An Covid-19 zeigt sich, wie zentral diese Frage ist. Im letzten Frühjahr hat die Pandemie die Gesundheitssysteme weltweit durchgeschüttelt. Die Krankenhäuser kamen rasch an ihre Kapazitätsgrenzen und waren dem Ansturm auf die Intensivstationen nicht gewachsen. Überall machten sich grosse Engpässe bei medizintechnischen Gütern und Schutzmaterial bemerkbar.

«Die Pandemie macht sich die Unterschiede und Unregelmässigkeiten unserer Gesundheitssysteme zunutze und unterstreicht damit, wie wichtig es ist, ins Personal, in die Infrastruktur und ins System zu investieren, um Pandemien vorzubeugen, sie aufzuspüren und zu bekämpfen», schrieben im vergangenen Mai auf einer gemeinsamen Plattform WHO-Direktor Tedros Adhanom Ghebreyesus und Jutta Urpilainen, EU-Kommissarin für internationale Partnerschaften. Und sie ergänzten: «Starke Gesundheitssysteme sind der Schlüssel zu einer wirksamen Prävention.»

Laut WHO umfasst das Gesundheitssystem «die Gesamtheit der Organisa-

tionen, Institutionen, Ressourcen und Personen, deren vorrangiges Ziel die Verbesserung der Gesundheit ist». Es geht um komplexe Strukturen mit einer Vielzahl von Akteuren, die sich vor vielfältige Herausforderungen gestellt sehen. Dabei stehen sechs Bereiche im Fokus: Pflege, Personal, Gesundheitsinformationen, medizinische Produkte und Medikamente, Finanzierung und – auf politischer Ebene – Leadership und Gouvernanz.

Schluss mit vermeidbaren Todesfällen

In den letzten Jahrzehnten hat die Gesundheitsversorgung bezüglich Verfügbarkeit und Vielfalt grosse Fortschritte erzielt. Trotzdem sterben in den Ländern mit niedrigem und mittlerem

Pflegepersonal und Ärzte kümmern sich im Valiasr-Spital in Irans Hauptstadt Teheran um Corona-Patientinnen.

© Sina Yaghoobpoor/Middle East Images/laif



Einkommen jährlich immer noch über acht Millionen Menschen aufgrund einer mangelhaften Versorgung. «Weniger als die Hälfte der Tuberkulosefälle wird richtig behandelt. In schweren Fällen wie Lungenentzündung, Herzinfarkt oder Erstickenanfällen bei Neugeborenen kommt es oft zu Fehldiagnosen», schreibt die Lancet Global Health Commission in einem Artikel von 2018. Die schlechte Qualität «bildet heute denn auch die grössere Hürde zur Reduktion der Mortalität als ein ungenügender Behandlungszugang», hält sie fest. Zugang ohne Qualität bleibt mit anderen Worten ein leeres Versprechen.

Viele Todesfälle könnten auch verhindert werden, indem Strukturmängel behoben würden. Probleme gibt es bei Sicherheit, Prävention, Integration und

Kontinuität. So ist oft die Koordination zwischen den Dienstleistungen ungenügend, und immer wieder verschwinden Patienten vom Radar. Jede dritte Person bemängelt überdies zu wenig Respekt, Aufmerksamkeit und Kommunikation. Schwächen, die sowohl in Ländern mit niedrigem oder mittlerem Einkommen vorherrschen, aber auch in solchen mit hohem.

Es geht also weniger darum, die Gesundheitssysteme auszubauen, als darum, ihre Qualität zu verbessern. «Wir brauchen Gesundheitssysteme von hoher Qualität, die ihr Angebot im eigenen Kontext optimieren, indem sie systematisch Leistungen erbringen, die die Gesundheit des Einzelnen verbessern oder erhalten, indem sie die Wertschätzung und das Vertrauen aller verdie-

GESUNDHEIT UND WOHLBEFINDEN

«Ein gesundes Leben für alle Menschen jeden Alters gewährleisten und ihr Wohlergehen fördern» lautet das Ziel Nr. 3 für nachhaltige Entwicklung der UN-Agenda 2030. In neun Jahren sollte jede und jeder eine universelle Gesundheitsversorgung und Zugang zu Impfungen sowie sicheren und wirksamen Medikamenten haben. Die weltweite Müttersterblichkeitsrate soll unter 70 pro 100 000 Lebendgeburten sinken. Ausmerzen lassen sich unter anderem HIV/Aids, Tuberkulose, Malaria und vernachlässigte Tropenkrankheiten. Weitere Unterziele betreffen psychische Leiden, sexuelle und Reproduktionsgesundheit oder Prävention des Alkoholmissbrauchs.





nen und der Entwicklung der Bedürfnisse der Bevölkerung folgen», fordert die Lancet Global Health Commission. «Qualität darf weder das Privileg einer Elite noch Hoffnung auf eine ferne Zukunft sein, sondern muss die DNA jedes Gesundheitssystems bilden.»

Kurz, ein Gesundheitssystem von hoher Qualität befriedigt die Bedürfnisse und Erwartungen der Bevölkerung. Es räumt den Patientinnen und Patienten Priorität ein: Respekt und Zuhören sind die Leitmotive der Pflegenden. Vertrauen, Schnelligkeit, Sicherheit, Effizienz und Resilienz stellen weitere wesentliche Werte dar. Unerlässlich ist auch eine

Pandemiebekämpfung an
vorderster Front: Eine Pflegerin an
der Arbeit im Regionalspital Lwiw in
der Ukraine.

© Regionalspital Lwiw/Ukraine

DREI FRAGEN AN ... IGNAZIO CASSIS «DIGITALE LÖSUNGEN BERGEN EIN RIESIGES POTENZIAL»

Bundesrat Ignazio Cassis hat im letzten November das Geneva Health Forum (GHF) 2020 eröffnet. Unterstützt von der DEZA vereinigt es alle zwei Jahre 1500 Akteure aus dem Gesundheitswesen, die innovative und nachhaltige Praktiken für einen besseren Zugang zu medizinischen Leistungen präsentieren.

Herr Bundesrat, welche Rolle kann das Geneva Health Forum bei der Covid-19-Bekämpfung spielen?

Die Pandemie hat aufgezeigt, dass die Konsistenz multilateraler und bilateraler Ansätze in Sachen Gesundheitssicherheit erhöht werden muss. Belastbare und kohärente Mechanismen zur globalen Steuerung sind hier wesentlich. Das Geneva Health Forum stärkt die Koordination der Weltgesundheitsakteure, fördert ihre Ausrichtung auf stichhaltige Prioritäten und begünstigt

den Austausch von Erfahrungen und bewährten Methoden.

Was tut die Schweiz auf internationaler Ebene bezüglich Covid-19?

Die Schweiz hat sich bei der UNO für zahlreiche Resolutionen und Absichtserklärungen engagiert und damit den Multilateralismus, die Gesundheitssicherheit und die weltweite Solidarität zur Überwindung der Krise gefördert. Als Reaktion auf den Aufruf von G20,

EU-Kommission und WHO unterstützen wir auch eine nie da gewesene weltweite Initiative zum Entwickeln und Sicherstellen eines gerechten Zugangs zu Impfstoffen, Therapien und Diagnostik, um das neue Coronavirus effizient zu bekämpfen: 30 Millionen Schweizer Franken gingen an die Impfallianz Gavi, 19 Millionen an den Wellcome Trust für Therapien und 11 Millionen an die in Genf ansässige Stiftung für innovative neue Diagnostik (FIND). Über die bilateralen Engagements in den Schwerpunktländern der internationalen Zu-

hohe Anpassungsfähigkeit, wie nicht zuletzt die Covid-19-Krise gezeigt hat. Überdies müssen alle Akteure und Dienste am selben Strick ziehen: Die Kontinuität der Versorgung ist von eminenter Bedeutung. Schlüsselemente sind hier Zusammenarbeit, Koordination und Kommunikation. Ausserdem haben die Gesundheitsdienstleistungen gerecht zu sein: Unabhängig von Geschlecht, Ethnie und wirtschaftlicher Lage hat jede Person Anrecht auf Leistungen in hoher Qualität.

Diese Komponenten gelten an allen Fronten: Erbringen angemessener Leistungen zum richtigen Zeitpunkt, Verhindern noch komplexerer Erkrankungen, Verringern vermeidbarer Todesfälle und Ressourceneinsatz ohne Verschwendung und ohne Kostenerhöhung, denn ein schlechtes Gesundheitssystem verursacht unnötige Kosten.

sammenarbeit hinaus hat die Schweiz in den von der Krise hart getroffenen Ländern Lateinamerikas ihre Beiträge an andere weltweite Initiativen aufgestockt, insbesondere in Zusammenarbeit mit der WHO.

Welches Heilmittel empfehlen Sie als ausgebildeter Arzt zur Qualitätsverbesserung in den Gesundheitswesen?

Digitale Lösungen bergen ein enormes Potenzial, um die Gesundheitssysteme wirksamer und die Dienstleistungen preiswerter und zugänglicher zu gestalten. Vorteile, die in Pandemiezeiten erst recht von unschätzbarem Wert sind.

Bundesrat und Arzt: Ignazio Cassis im Frühling 2018 im Gespräch mit einem Ambulanzfahrer in Jordaniens Hauptstadt Amman.

© EDA

Ganzheitlicher Ansatz

In der Ukraine evaluiert die DEZA Tragfähigkeit und Resilienz der Gesundheitsfinanzierung, damit die Behörden das Budget für diesen Bereich planen können. Die Covid-19-Pandemie hat die Bedeutung einer solchen Analyse aufgezeigt: Unvorhergesehene Ausgaben waren im Budget nicht vorgesehen. Ausserdem entwickelt das Verwaltungspersonal sein finanztechnisches Wissen und seine administrative Kompetenz, damit die öffentlichen Gelder bestmöglich eingesetzt werden. Dafür wird es speziell ausgebildet.

Der finanzielle Aspekt ist Teil einer grossen Reform unter der Leitung des ukrainischen Gesundheitsministeriums in Zusammenarbeit mit der Weltbank und der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit. In den Regionen sollen die Qualität der Gesundheitsleistungen verbessert und das System auf

allen Ebenen effizienter werden – eine Riesenbaustelle. Jenseits von Finanzen und Weiterbildung fördert das Projekt Bereiche wie die öffentliche und die geistige Gesundheit, Telemedizin, Governance und Transparenz sowie Bürgerbeteiligung.

Ein Fokus gilt der Prävention nicht übertragbarer Krankheiten. Jährlich gehen auf solche Krankheiten neun von zehn Todesfällen zurück. Infolge der Ausrichtung des Systems auf die Akutspitäler vernachlässigte es bisher die Grundversorgung bezüglich Prävention von Krebs, Herz-Kreislauf-Ereignissen, chronischen Atemwegserkrankungen und Diabetes.

Dank einer Analyse des Behandlungskontinuums und der wichtigsten Bruchstellen liessen sich die fehlenden Glieder in der Kette der Dienste sowie die Patientenverluste lokalisieren. «Das medizinische Personal wurde für die

reichen Ländern und jenen mit niedrigem und mittlerem Einkommen zuzuschütten.

Weitere Informationen beim Geneva Health Forum: <http://ghf2020.g2hp.net>



LIBERIA: SCHWERPUNKT BEHANDLUNGSQUALITÄT

Vor der Ebola-Epidemie 2014 hatte Liberia das Gesundheitsniveau seiner Bevölkerung leicht anheben können. Die Verbreitung des Virus hatte allerdings verheerende Auswirkungen auf das Gesundheitswesen und legte gravierende Mängel bloss: zu wenig qualifiziertes Personal, keine nachhaltigen Finanzierungsmechanismen, fehlende Strukturen zur Stützung der Zulieferketten usw. Vor allem aber fehlten Prävention und Infektionsbekämpfung dort, wo es sie gebraucht hätte. All dies trug zur Verbreitung des Virus bei. Die Behörden lancierten in der Folge ihren Investitionsplan für ein resilientes Gesundheitswesen (2015-2021) unter Berücksichtigung der Behandlungsqualität. Dessen Ziele: die von der Epidemie zunichte gemachten Fortschritte wiederherstellen, vorbestehende Schwächen korrigieren, Vertrauen der Bevölkerung in das Gesundheitssystem stärken. Auf diesem Weg will das Land neue Ausbrüche von Infektionskrankheiten erkennen und ihnen zuvorkommen. Im Zusammenhang mit Covid-19 schlägt es sich zurzeit nicht schlecht.

Behandlung chronischer Leiden ausgebildet, die Behörden haben das Spektrum der vergüteten Medikamente verbreitert, und es wurden Sensibilisierungskampagnen lanciert», erläutert Olena Doroshenko, Projektverantwortliche bei der Weltbank.

Bessere Früherkennung psychischer Störungen

Ein weiterer Anspruch ist die Entstigmatisierung psychischer Leiden. Geistige Gesundheit gilt nun als wesentlich für die Gesundheit im Allgemeinen. Ein Pilotprojekt unterstützt die Integration dieses Bereichs in die Grundversorgung. Mit ersten erfreulichen Ergebnissen: Psychische Störungen werden besser erfasst und die Betroffenen rascher Spezialistinnen und Sozialarbeitern zugeführt.

In den ländlichen Regionen wird die Telemedizin ausgebaut. Für deren Umsetzung wurde ein Handbuch erarbeitet, das Normen, Infrastruktur, Hard- und Software, Abläufe und Evaluationsmethoden festlegt. Es ist den spezifischen Prioritäten, Bedürf-

nissen und Kapazitäten der Ukraine angepasst. Im Hinblick auf höhere Transparenz und eine bessere Nutzung der Ressourcen wurden die Preise für Medikamente und medizinische Ausrüstungen unter die Lupe genommen. Zur Förderung des Vertrauens und Verbesserung der Kommunikation werden Patienten und Ärzte dazu angehalten, die wesentlichen Probleme in ihrer Einrichtung zu benennen. «Wir brauchen gegenseitiges Verständnis und müssen die problematischen Fragen diskutieren, um Verbesserungen herbeizuführen», erklärt Orest Kmetiuk, Leiter der ambulanten Grundversorgung von Roschyschtsche im nordwestukrainischen Oblast Wolhynien.

«Allerdings sind es die Leute nicht gewöhnt, dass man sie um ihre Meinung fragt. Sie werden angeleitet und machen, was man ihnen zu tun befiehlt», bemerkt Vita Dumanska, Spezialistin für Bürgerbeteiligung. Ihre Anliegen sind breit gefächert: ein Wartsaal mit Sitzgelegenheiten, Licht im Korridor sowie «eine einwandfreie Haltung der Ärzte gegenüber den Kranken und eine seriöse Ausrüstung, um anständige Untersuchungen durchführen zu können», gibt der Patient Vadym Pikun an.

Die Liste ist lang und das Fazit unmissverständlich: Die Leistungsqualität ist von «zentraler Bedeutung». Umso mehr als «die Belastung der Gesundheitssysteme zunimmt und sich die Krankheitslast in Richtung komplexere Leiden verschiebt», wie die Lancet Global Health Commission unterstreicht. ■



Ein Dialoggruppe, bestehend aus Ärztinnen und Patientinnen, diskutiert darüber, wie das Vertrauen in die medizinische Grundversorgung in ihrem Verwaltungsbezirk Transkarpatien in der Ukraine verbessert werden kann.

© Vita Dumanska

NEUE LEISTUNGSMODELLE VON NEPAL BIS ÄGYPTEN

Mit vereinten Kräften schaffen Wissenschaft, Staaten, Geldgeber und multilaterale Organisationen neue Instrumente zur Analyse der Qualität im Gesundheitswesen und der Patientenzufriedenheit. Anschliessend sollen neue Leistungsmodelle entstehen.

(zs) Ein Neugeborenes liest im Spital eine B-Streptokokken-Infektion auf, einer Schwangeren wird bei einer Routineuntersuchung unverhohlen von ärztlicher Hilfe bei der Entbindung abgeraten, eine Seniorin, deren Pfleger einen hohen Blutzuckerspiegel feststellt und ihn dann vergisst: Versäumnisse gibt es noch und noch.

Um auf Systemebene eine höhere Behandlungsqualität zu erreichen, haben Mitglieder der Lancet Global Health Commission – unter ihnen auch die DEZA – 2019 die weltweite Forschungsinitiative Quality Evidence for Health System Transformation (QuEST) lanciert. Daran beteiligt sind Staaten, die Hochschulwelt, Geldgeber, multilaterale Organisationen und längerfristig auch der Privatsektor. Ihr Ziel: «Die Gesundheitssysteme insgesamt reorganisieren, um ihre Effizienz und ihre Glaubwürdigkeit bei den Nutzniessern zu verbessern», sagt Barbara Profeta vom Globalprogramm Gesundheit der DEZA.

Gegenseitiges Lernen

Für die Effizienzanalyse und zur Evaluation der Patientenzufriedenheit in Echtzeit werden verschiedene Instrumente geschaffen. «Die neuen Ansätze sollen die Behörden dabei unterstützen, ihre Politik sowie entsprechende Strategien und Verbesserungsmaßnahmen zu entwickeln. Insofern verbindet die QuEST-Initiative Forschung, Politik und Praxis», präzisiert Alexander Schulze vom Globalprogramm Gesundheit der DEZA.

Die Forschung erstreckt sich über mehrere Länder, nämlich Kenia, Äthiopien,



Indien und Südafrika. Kenia ist überdies Teil eines riesigen Netzwerks, das sich zwischen Mosambik, Ägypten, China, Südkorea, Thailand, Nepal und Bangladesch entwickelt. Es nennt sich Maritime Silk Road, in Anlehnung an die seit 2000 Jahren von Südchina ausgehenden Handelsrouten Richtung Südostasien und bis nach Ostafrika. Das Wiederauflebenlassen dieses Austauschs hat symbolische, aber auch wissenschaftliche Bedeutung.

Zwar ist die sozioökonomische Entwicklung der beteiligten Staaten nicht ausgeglichen, aber sie stehen vor ähnlichen Herausforderungen. In allen acht Ländern werden mit multidisziplinären Expertenteams aus dem Süden und dem Norden Laboratorien und Zentren eingerichtet. Sie sollen Analysetools, wissenschaftliche Beweise, technische Lösungen und Richtlinien erarbeiten, um dann Normen zur Verbesserung der Gesundheitssysteme festzulegen. ■

Wichtiger Austausch: Eine Ärztin und ein Arzt in einem Kinderspital in Guayaquil, Ecuador.

© Martha Barrero/VWPics/Redux/laif

VERGLEICHBARE INSTRUMENTE

Südamerika will sich der QuEST-Initiative ebenfalls anschliessen. Mit einer besseren Gesundheitsversorgung liessen sich da sieben von zehn Todesfällen vermeiden. Dazu braucht es effiziente Strategien zur Strukturverbesserung sowie schnelle und vergleichbare Tools für den Leistungsnachweis. Zurzeit sind die Daten und Ansätze lückenhaft. Geforscht werden soll in Argentinien, Ecuador, Mexiko und Peru. Involviert werden die Patienten, das Pflegepersonal und die Gesundheitsministerien. Die entwickelten Ansätze und Modelle müssen in unterschiedlichen Umfeldern und Ländern umsetzbar sein. Eine gemeinsame Online-Plattform soll für die möglichst schnelle Umsetzung sorgen.

«ICH TRÄUME VON EINEM SYSTEM, DAS DIE LEUTE NUTZEN WOLLEN»

Margaret E. Kruk präsidiert die «Lancet Global Health Commission für hochwertige Gesundheitssysteme in Zeiten nachhaltiger Entwicklungsziele». Sie unterstreicht, wie wichtig eine gute Gesundheitsversorgung und eine bessere Zusammenarbeit der verschiedenen Akteure sind.

Interview: Zélie Schaller

Sie sind Expertin in Sachen Qualität von Gesundheitssystemen. Was genau ist ein Gesundheitswesen von hoher Qualität und was sind seine wesentlichen Komponenten?

Ein qualitativvolles Gesundheitswesen erbringt zu jeder Zeit angemessene Leistungen. Es vermag mit der Entwicklung der Bedürfnisse Schritt zu halten und genießt das Vertrauen der Patientinnen und Patienten. Letzteres geht oft vergessen, dabei ist es ganz zentral. Macht jemand schlechte Erfahrungen, lässt er oder sie sich nicht mehr behandeln. Den Kranken zuhören können und sie respektieren, sind grundlegende Aspekte.

Wo liegen die Schwachstellen der heutigen Gesundheitssysteme?

Spitäler und Gesundheitszentren haben die Länder viele. Der geografische Zugang zur Gesundheitsversorgung hat sich in den letzten Jahren verbessert, aber die Leistungen werden bloss eingeschränkt erbracht und sind oft schlecht organisiert. Überdies empfinden die Patienten sie als ungenügend. Die vorgeschlagenen Lösungen zur Qualitätsverbesserung oder zur Nutzung der Leistungen sind inadäquat – beispielsweise die mobilen Apps. Die wirken sexy, bewirken aber keine Wunder. Sie können etwas in Erinnerung rufen, ersetzen aber kein Pflegepersonal.

Ob reiche oder arme Länder, Covid-19 überfordert die Gesundheitswesen weltweit. Wie ist das möglich?

Zwar konnte die Gesundheitsversorgung die Pandemie bekämpfen, andere Leiden aber nicht gleichzeitig be-

handeln. Mit verheerenden Folgen: Ein nicht unverzüglich im Krankenhaus behandelter Herzinfarkt kann bleibende Behinderungen wie Lähmungen oder Herzinsuffizienz nach sich ziehen. Man muss das Gesundheitswesen als Ganzes betrachten. Gesundheitspolitiker und für das Gesundheitswesen Verantwortliche müssen Hand in Hand arbeiten. Besseres Verständnis und vertiefte Zusammenarbeit sind unerlässlich. Es geht um eine einfache Leadership-Frage: Wer übernimmt was?

«EIN QUALITÄTSVOLLES GESUNDHEITSSYSTEM VERMAG MIT DER ENTWICKLUNG DER BEDÜRFNISSE SCHRITT ZU HALTEN UND GENIESST DAS VERTRAUEN DER PATIENTINNEN UND PATIENTEN.»

Welche Lehren lassen sich aus dieser Krise ziehen?

Die Gesundheitssysteme müssen flexibel genug sein, um in einer Krise auftauchende Bedürfnisse abzudecken. Die Schliessung bestimmter Dienstleistungen – zum Beispiel Operationssäle – ist inakzeptabel. Wir müssen die Bedürfnisse der Covid-19-Patienten befriedigen, aber auch jene anderer Kranker. Schlaganfälle, Depressionen oder Verletzungen verschwinden nicht, wenn ein neues Virus auftaucht. Gesundheitssysteme müssen an mehreren Fronten agieren können. Dazu braucht es Innovationen, beispielsweise die Telemedizin.

Sie leiten die «Lancet Global Health Commission für hochwertige Gesundheitssysteme im Zeitalter der nachhaltigen Entwicklungsziele». Weil die erbrachten Leistungen oft nicht adäquat und von schlechter Qualität sind, haben Mitglieder dieser Kommission 2019 die Initiative «Quality Evidence for Health System Transformation» (QuEST) lanciert. Worin besteht sie genau?

Die Initiative vereint ein weltweites Netzwerk von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Manche von ihnen forschen gemeinsam an dringlichen Themen, die die Gesundheitswesen voranbringen können. Sie untersuchen, wie die Leute ihr Gesundheitssystem nutzen und welche Vorzüge es für sie hat. Bloss Spitaleintritte zu zählen, reicht nicht. Die Leistungsqualität darf nicht auf der Strecke bleiben. Wir müssen den nachweisbaren Nutzen evaluieren, den die Kranken erkennen, sowie ihre Art, vom System Gebrauch zu machen. Erarbeitet werden dann neue Leistungsmodelle, die die Lebenserwartung erhöhen und den Patienten eine positive Erfahrung ermöglichen sollen.

Und wie wird da genau geforscht?

Wir forschen gemeinsam mit den QuEST-Zentren vorerst in Kenia, Äthiopien, Indien und Südafrika. Mit Parallelforschung an verschiedenen Orten lassen sich die Auswirkungen unterschiedlicher Hintergründe auf die Ergebnisse und die Umsetzung auswerten. Deren Weiterverbreitung wird gefördert.



© z1/g

DR. MARGARET E. KRUK ist Dozentin für Gesundheitssysteme an der Harvard T. H. Chan School of Public Health in Boston, USA. Ihre Forschung zielt auf die Verbesserung der Qualität und des Reaktionsvermögens von Gesundheitssystemen in Ländern mit geringem und mittlerem Einkommen ab. Im Zentrum stehen die Effizienzevaluation der Gesundheitssysteme und das Testen von Lösungen zu deren Verbesserung und Optimierung. Margaret E. Kruk präsidiert die «Lancet Global Health Commission für hochwertige Gesundheitssysteme in Zeiten nachhaltiger Entwicklungsziele».

Welches Hauptziel verfolgt die Initiative?

Sie will eher ein horizontales als ein vertikales Gesundheitssystem fördern. Ein vertikaler Ansatz trägt zur Zersplitterung des Systems bei. Ein horizontal organisiertes Gesundheitswesen hingegen funktioniert als Ganzes und setzt sich für das Wohlergehen der Bevölkerung ein. Merkt ein Spital, dass es einem bestimmten Patienten nicht helfen kann, weist es ihn an eine passende Institution weiter.

Von was für einem Gesundheitssystem träumen Sie?

Ich strebe nach einem System, das gleichzeitig konstant medizinische Dienstleistungen zu erbringen vermag und die Gesundheit verbessert. Ein System, dem die Leute vertrauen, das sie in Anspruch nehmen wollen und das sich an plötzlich auftauchende Bedürfnisse anpassen kann. Kurz, ein System im Dienst der Bevölkerung. ■

GESUNDHEIT FÜR MENSCH UND TIER

Die Region Somali im Osten Äthiopiens zählt zu den ärmsten des Landes. Zu Gesundheitsdienstleistungen haben die nomadisierenden Viehzüchter und ihre Herden kaum Zugang. Ein interdisziplinäres Projekt soll Menschen und Tiere gesünder machen.

(zs) «Wir tauschen uns untereinander aus und wissen nun, welche Herausforderungen einer Schwangeren beim Gebären bevorstehen. Ich dachte nicht, dass es wichtig ist, in ein Gesundheitszentrum zu gehen», erzählt eine junge Äthiopierin. Die Dreissigjährige hat an einer Sensibilisierungskampagne der DEZA und ihrer Partnerorganisationen in der Region Somali zur Bedeutung der Geburtshilfe teilgenommen.

Die Reduktion der Mütter- und Kindersterblichkeit ist eines der Ziele des DEZA-Projekts «Jigjiga University One Health Initiative». Es soll die Lebensumstände der Hirtenbevölkerung und ihrer Herden verbessern. Die Hälfte der neun Millionen Hirten Äthiopiens, rund ein Zehntel der Gesamtbevölkerung,

lebt in der Region Somali. Schlechte Hygienebedingungen und Unterernährung, aber auch die Nähe zu den Tieren ziehen gesundheitliche Probleme nach sich. Menschen und Tiere stecken sich gegenseitig an, beispielsweise mit Tollwut oder Tuberkulose, was die Ernährungssicherheit der Tierzüchter und damit ihre Existenz bedroht.

Human- und tiermedizinische Anlaufstellen gibt es nicht genug, und es mangelt an qualifiziertem Personal. Nicht nur fehlen die Arzneimittel, auch die Ausrüstung ist nicht mehr zeitgemäss, die Erkrankungs- und Sterberaten in der Region Somali sind denn auch höher als im Landesdurchschnitt.

In Basel ausgebildet, in Jigjiga umgesetzt

Um Abhilfe zu schaffen, wurde an der Universität Jigjiga, der Hauptstadt der Region Somali, ein interdisziplinäres Kompetenzzentrum für Gesundheit eingerichtet. Die DEZA fördert hier Forschung zu den gesundheitlichen Risiken, damit die nomadisierenden Hirten informiert und ihnen passende Leistungen angeboten werden können. Aktuell werden Covid-19-Tests ausgewertet. «Täglich können gegen 800 Abstriche analysiert werden», sagt Lense Gobi, der Verantwortliche für die DEZA-Gesundheitsprojekte in Äthiopien.

Zum Labor gehören einheimische Dozenten, die am Schweizerischen Tropen- und Public Health-Institut in Basel ausgebildet wurden. Die Wissenschaftler haben in renommierten internationalen Fachzeitschriften bereits rund zehn Studien veröffentlicht. Evaluert wurde insbesondere die Nutzung der Müttergesundheitsdienste: Von 450

befragten Frauen nahmen 27 Prozent vorgeburtliche Leistungen in Anspruch, 23 Prozent liessen sich bei der Geburt von qualifiziertem Personal betreuen. Keine einzige kam in den Genuss einer postnatalen Betreuung. 43 Prozent der Befragten sagten, sie hätten nie von vorgeburtlicher Betreuung gehört, und 46 Prozent stuften das Entbinden in einem Gesundheitszentrum nicht als wichtig ein.

«Verläuft die Geburt nicht normal oder dauert sie länger als üblich, sollen wir die Ambulanz rufen und uns ins nächstgelegene Gesundheitszentrum fahren lassen», hat die eingangs erwähnte junge

ÄTHIOPIENS PRIORITÄTEN

Äthiopien hat im März 2016 eine auf vier Jahre ausgelegte nationale Strategie zur Qualität im Gesundheitswesen lanciert. Die Führungskräfte der Krankenhäuser wurden in Behandlungsqualität und Auditmethoden ausgebildet. Mehrere Leistungsindikatoren wurden ins bestehende Informatiksystem integriert. Zu den Prioritäten gehören die Schaffung von Qualitätssicherung bei den Anbietern von Gesundheitsdienstleistungen, die Entwicklung von Evaluationsinstrumenten sowie Kontrolle und Förderung von Respekt und Achtung vor den Patientinnen und Patienten. Ziel ist auch, unter der Bevölkerung Qualitätsansprüche zu wecken. Die Patientinnen und Patienten müssen sich ihres Rechts auf Gesundheitsdienstleistungen, die heutigen Qualitätsansprüchen genügen, bewusst sein.



Äthiopierin gelernt. Zur Deckung der Ambulanz- und Medikamentenkosten wurde eine Gemeinschaftskrankenversicherung gegründet, die 135 Familien umfasst, erläutert Lense Gobi: «Sie zahlen monatlich einen Betrag ein, der die Notfälle werdender Mütter deckt.»

Sammeln, analysieren, interpretieren

Das Zentrum hat zudem den Master «One Health» entwickelt. Drei Studentinnen und neun Studenten absolvierten ihn letztes Jahr. One Health setzt schwerpunktmässig bei den Interaktionen zwischen Mensch, Tier und Ökosystem an. Dabei soll den gesundheitlichen Risiken vorgebeugt werden, die sich daraus ergeben.

Ein Beispiel dafür ist das im Adadle-Distrikt eingeführte System integrierter Überwachung. Fachleute aus den

Bereichen Human- und Tiermedizin sowie für die Bewirtschaftung natürlicher Ressourcen arbeiten Hand in Hand um Zoonosen, also vom Tier auf den Menschen übertragene Krankheiten wie Covid-19 zu verhüten, zu erkennen und einzudämmen. Sie sammeln, analysieren, interpretieren und verbreiten dafür Daten. Bricht eine Krankheit aus, werden zur raschen Eindämmung Sofortmassnahmen ergriffen.

An der Überwachung beteiligen sich auch die Viehzüchter. Sie haben gelernt, die Symptome erkrankter Tiere zu erkennen. Abgesehen von diesem Gesundheitsaspekt können sie bald neue Technologien einsetzen, die an der Universität von Jigjiga zur Konservierung der Milch- und Fleischüberschüsse entwickelt wurden und die ihr Einkommen erhöhen.

Die Forschungsarbeiten zielen auch darauf ab, die Gesundheitspolitik der regi-

onalen Behörden und anderer Länder zu inspirieren. Die bewährten und von der Universität Jigjiga getesteten Verfahren für eine verbesserte Mensch- und Tiergesundheit finden so auch anderswo Nachahmung. Die Zusammenarbeit mit anderen äthiopischen, somalischen und kenianischen Universitäten hat sich etabliert. Die Universität von Jigjiga hat kein geringeres Ziel, als zum «Kompetenzzentrum für die Gesundheit der Hirtenvölker am Horn von Afrika» zu werden. ■

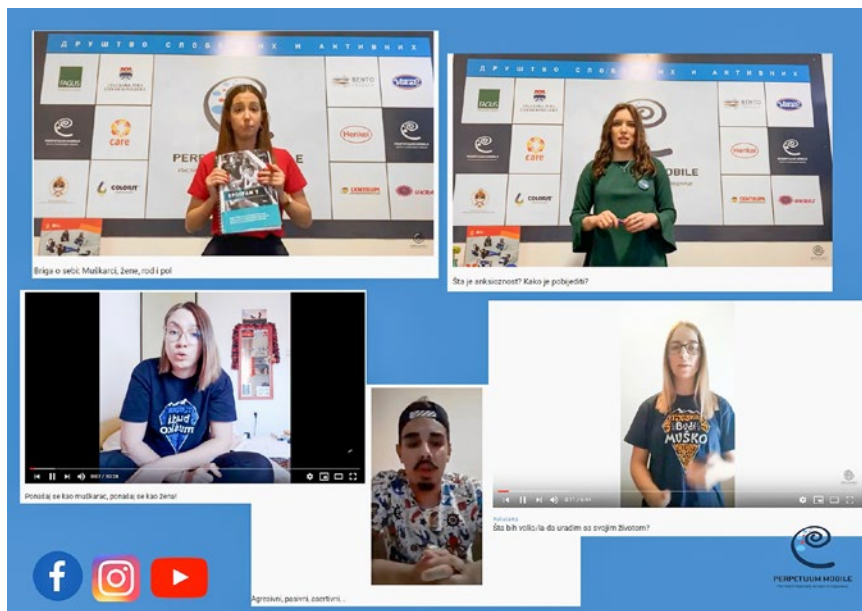
Ein Arzt auf Besuch bei nomadisierenden somalischen Viehzüchtern nahe der Grenze zu Äthiopien.

© Christoph Goedan/laif



«NIEMAND WIRD GEWALTÄTIG GEBOREN»

Qualität im Gesundheitswesen ist auch eine Frage von Prävention und Gesundheitsförderung. Die DEZA unterstützt in Bosnien-Herzegowina ein Projekt für Mittelschulen und Jugendgruppen. Es fördert gesunde Lebensweisen und Geschlechtergleichstellung.



Bosnische Jugendliche organisieren online für Gleichaltrige Sensibilisierungsaktivitäten bezüglich psychischer Krankheiten.
© Perpetuum Mobile - Institut za razvoj mladih i zajednicet

(zs) «Was tun, wenn man wütend ist? Was macht ihr, wenn ihr kocht vor Wut?», wirft Dragan Kisin in die Runde seiner Mitschülerinnen und Mitschüler. Er leitet einen Workshop zum Thema Emotionen in Banja Luka, dem Hauptort der Entität Republika Srpska. Der Bosnienkrieg von 1992 bis 1995 hat nachhaltige Spuren hinterlassen. Die nach dem Konflikt geborenen Kinder sind in einer Gesellschaft gross geworden, die sich auch ein Vierteljahrhundert später nur zögerlich davon erholt.

Heute grassieren unter den Jugendlichen – sie machen ein Viertel der Bevölkerung aus – hohe Armuts- und Arbeitslosenraten (48 Prozent). Kein Wunder, steigen in diesem Kontext sowohl Gewalt als auch der Tabak-, Alkohol- und Drogenkonsum an. Um diesen zuvorzukommen und eine gesunde Lebensweise zu fördern, hat die von der DEZA unterstützte Organisation Care ein Praxishandbuch zu verschiedenen Themen erarbeitet. Aufgegriffen werden darin Gewalt, Drogen- und Alkohol-

missbrauch, Gleichberechtigung, Fragen zur sexuellen und reproduktiven Gesundheit sowie psychisches Wohlbefinden.

Eine Generation, die verändert

«Die Workshops finden in Mittelschulen, Jugend- und Sportclubs sowie Erziehungsheimen statt und werden von Lehrpersonen und jungen Multiplikatoren geleitet, welche dafür gezielt ausgebildet worden sind», erläutert Almir Tanovic, der Projektverantwortliche der Schweizer Botschaft in Bosnien-Herzegowina. In manchen Mittelschulen sind sie in den obligatorischen Jahresplan integriert.

Einer der Organisatoren ist Professor Saša Petković: «Die jungen Leute sind nicht gewalttätig. Niemand wird gewalttätig geboren. Man hat die Männer gelehrt, sich so zu verhalten. Das ist eine soziale Konstruktion, über die man hinauswachsen kann.» Daran arbeitet Dragan Kisin. Er lehrt die Jugendlichen, mit Wutgefühlen umzugehen, sie konstruktiv und gewaltlos zum Ausdruck zu bringen. Früher war er selbst gewalttätig gegenüber anderen Jugendlichen, die ihn schräg anschauten. Dann erzählte ihm einer von «Be a Man». Er trat dem Club bei, der sowohl Männern wie Frauen offensteht. Der Verein habe ihm «eine Chance zum Weiterkommen» geboten. Er ist überzeugt, dass seine Generation «alles in diesem Land ändern kann, wenn wir motiviert sind». ■

«ARE YOU OK?»

Das von Care erarbeitete Praxishandbuch wartet mit verschiedensten Ideen zur Umsetzung von Sensibilisierungskampagnen auf – mit den Jugendlichen und für die Jugendlichen. «Organisiert werden sie an Daten wie dem Internationalen Frauentag oder dem Welt-Aids-Tag», sagt Almir Tanovic, Projektverantwortlicher der Schweizer Botschaft in Bosnien-Herzegowina. Beispiel: «Pazi Sex» zur Förderung gesunder und sicherer Intimbeziehungen. Oder «Are you OK?» über psychisches Wohlbefinden – diese Kampagne wurde im letzten Frühjahr angepasst, um den Jugendlichen die Konfrontation mit dem Stress der Covid-19-Pandemie zu erleichtern. Die Aktionen finden auf der Strasse (Plakate, Flashmobs) und in den sozialen Netzwerken (Videos) statt.

FACTS & FIGURES

Hochwertige Gesundheitssysteme

...könnten nicht nur die Müttersterblichkeit halbieren, sondern auch viele Todesfälle verhindern, nämlich jährlich

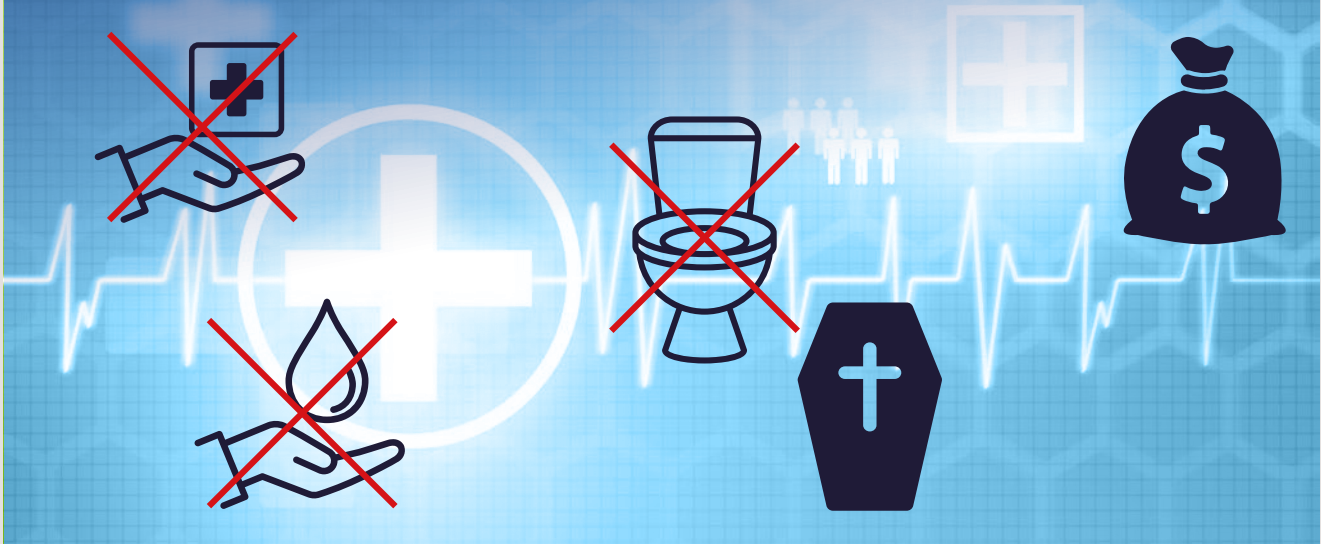
- **2 500 000** infolge Herz-Kreislauf-Krankheiten
- **1 000 000** Neugeborene
- **900 000** infolge Tuberkulose

Folgen mangelhafter Gesundheitssysteme

- **3 von 5 Todesfälle** bei behandelbaren Krankheiten
- **42 Milliarden Dollar** pro Jahr ist der geschätzte weltweite Aufwand im Zusammenhang mit Fehlmedikationen - ohne Lohneinbussen, Produktivitätsverluste und Pflegekosten
- **80 Prozent** aller unter fünf Jahren gestorbenen Kinder stammen aus Subsahara-Afrika und Südasien

Länder mit niedrigem und mittlerem Einkommen

- Nur **die Hälfte der Frauen** hat Zugang zur benötigten Gesundheitsversorgung
- Fast **zwei Fünftel der Gesundheitszentren** haben keinen Zugang zu sauberem Wasser
- Rund **ein Fünftel der Gesundheitszentren** ist keiner Kanalisation angeschlossen
- Die Müttersterblichkeit ist **14-mal höher** als in Ländern mit hohem Einkommen
- Der unsachgemäße Einsatz von Antibiotika gegen akute Atemwegsinfekte zieht **36 Prozent höhere Gesundheitskosten** nach sich



Quellen und Links

www.who.int (Suche: Sustainable Development Goals)

Erläuterungen zum Ziel Nr. 3 der UN-Agenda 2030 für eine nachhaltige Entwicklung.

<https://www.thelancet.com>

Beiträge und Studien zur Qualität der Gesundheitsversorgung der Lancet Global Health Commission.



SCHRITT FÜR SCHRITT

Tunesien hat seit dem Umbruch 2011 politisch und gesellschaftlich eine Reihe von Veränderungen erlebt. Zivile Initiativen unterstützen Migrantinnen und Migranten bei der wirtschaftlichen Integration. Und neue Infrastrukturen stärken sexuellen Minderheiten den Rücken. Doch die Wirtschaftskrise, verstärkt durch die Covid-Pandemie, sowie konservative Grundeinstellungen trüben so manche Hoffnung.

Text: Sarah Mersch

«Wenn ich auf der Strasse beschimpft werde, dann stört mich das nicht besonders. Es zeigt ja, dass die Leute wissen, dass wir im gleichen öffentlichen Raum wie sie existieren.» Ali Bousselmi hat sich diese Selbstsicherheit in den vergangenen Jahren erst langsam antrainieren müssen. Kurz nach dem politischen Umbruch 2011 hatte er ein erstes tunesisches Online-Magazin für Schwule gegründet – damals noch anonym. Die Webseite wurde längst eingestellt, doch der Verein «Mawjoudin» (Wir existieren), dessen Mitgründer er ist, gehört seit 2014 zu den wichtigsten Organisationen, die sich in Tunesien für individuelle Freiheiten und die Rechte queerer Personen einsetzen.

Viele queere Tunesier und Tunesierinnen werden im Alltag Opfer von Diskriminierung und Belästigungen, sei es innerhalb der Familie, auf der Strasse oder bei der Arbeit. Wie frei oder unfrei Mitglieder sexueller Minderheiten leben können, ist individuell sehr unterschiedlich und hängt auch vom familiären Umfeld, vom sozialen Milieu und der Region ab.

Tunesiens Gesellschaft besteht aus einem Völkergemisch: Neben ethnischen Berbern haben die Menschen arabische, andalusische, türkische, italienische, maltesische oder subsahara-afrikanische Vorfahren.

© Augustin Le Gall/Haytham-REA/laif

Während die Rechte von Minderheiten zur Zeit der Diktatur von Langzeit-Machthaber Zine El Abidine Ben Ali in der Öffentlichkeit geflissentlich ignoriert wurden, hat sich in den vergangenen zehn Jahren langsam eine öffentliche Debatte entwickelt sowie eine Infrastruktur an Nichtregierungsorganisationen und Hilfsangeboten. So gibt es in mehreren Städten inzwischen sogenannte Antidiskriminierungspunkte, die Übergriffe auf verschiedenste Gruppen von Minderheiten dokumentieren.

Rechtlich hat sich seit dem politischen Umbruch 2011 für LGBTQI-Personen nichts getan: Homosexualität ist verboten und wird mit bis zu drei Jahren Gefängnis bestraft. Die rechtliche Grundlage dafür ist der Artikel 230 des tunesischen Strafgesetzbuches, der noch aus der Zeit des französischen Protektorats stammt. Verurteilungen sind dabei keine Seltenheit. Das Gesetz führt auch dazu, dass es keine verlässlichen Statistiken über homophobe Gewalttaten gibt, denn nur wenige Personen trauen sich, sie anzuzeigen – aus Angst, ihrerseits in den Fokus von Polizei und Justiz zu geraten.

Zurückhaltende internationale Investoren

Tunesien hat seit dem Umbruch politisch und gesellschaftlich zwar eine Reihe von Veränderungen erlebt, doch

die wirtschaftliche Situation hat sich nicht verbessert. 2011 hatten Demonstranten «Arbeit, Freiheit und Würde» gefordert, doch die Revolutionsrendite ist für weite Teile der Bevölkerung ausgeblieben. Gerade als die Tourismusbranche sich nach mehreren Anschlägen 2015 und der Thomas-Cook-Pleite 2019 etwas erholt hatte, kam Corona. Aber auch die einst so wich-

EIN URTEIL MIT SYMBOLKRAFT

Ein Gericht in Südtunesien hat Mitte Oktober 2020 erstmals erlaubt, dass ein Bürger seinen Nachnamen wegen seiner rassistischen Konnotation ändert. Der 81-jährige Hamden Atig Dali hatte geklagt und darf nun das Wort «Atig» aus seinem Nachnamen streichen. Es bedeutet soviel wie «befreit von» und verweist darauf, dass seine Vorfahren von der Familie Dali verklärt waren, bevor 1846 die Sklaverei in Tunesien verboten wurde. Auf der südtunesischen Insel Djerba tragen noch eine Reihe schwarzer tunesischer Familien Nachnamen, die das Wort Atig enthalten. «Das wichtigste, was ich meinen Nachkommen vererben werde, ist, dass ich das Wort aus ihrem Namen entfernt habe», habe der 81-Jährige gesagt, als er von dem Urteil erfahren habe, erzählt sein Sohn Karim. 2018 hat Tunesien als erstes Land im arabischen Raum ein Antirassism-Gesetz verabschiedet.

tige Phosphatindustrie schreibt längst keine schwarzen Zahlen mehr.

Gleichzeitig bleiben internationale Investoren aus Angst vor überbordender Bürokratie und fehlender Rechtssicherheit aus. Die Arbeitslosenquote lag im zweiten Quartal 2020 bei rund 18 Prozent, unter jungen Universitätsabgängern ist sie mit rund 28 Prozent sogar noch deutlich höher. Allerdings gehen Forscher davon aus, dass rund die Hälfte des tunesischen Bruttoinlandsprodukts im informellen Sektor erwirtschaftet wird, insofern sind diese Zahlen nur bedingt aussagekräftig.

Neben sexuellen Minderheiten sind vor allem Mitglieder der schwarzen tunesischen Bevölkerung und von Migranten aus den Ländern südlich der Sahara Diskriminierungen ausgesetzt. In Migrationsgemeinschaften Tunesiens, die vor allem in den Grossstädten der Küste wie Tunis und Sfax sowie weiter südlich in Zarzis und Medenine leben, finden sich viele Studenten aus dem frankophonen Westafrika wieder, aber auch Haushaltshilfen vor allem aus der Elfenbeinküste sowie Geflüchtete, die über die Sahara und Libyen nach Tunesien gekommen sind.

Erfolgreiche Start-ups

Gerade letztere leben in Tunesien oft in sehr prekären Verhältnissen, da das Land kein Asylrecht hat und sie ohne einen geregelten Aufenthaltsstatus nur im informellen Sektor arbeiten können. Wie viele Migrantinnen und Migranten in Tunesien leben, ist unklar. Offizielle Quellen gehen von 53 000 Personen aus, darunter 12 000 aus afrikanischen Staaten. Die Internationale Organisation für Migration (IOM) ging 2018 davon aus, dass sich rund 75 000 Personen irregulär in Tunesien aufhalten.

Laurent Paul Nyobe ist 2013 aus Kamerun zum Studium nach Tunesien gekommen. In Sfax, einer Industriestadt an der Ostküste Tunesiens, betreibt er den Inkubator «Kufanya» (zupacken

auf Swahili), der namentlich Projekte von Migrantinnen und Migranten betreut. Denn die Programme zur Förderung von Jungunternehmern stehen in der Regel nur Tunesiern offen. «Die Projekte, die wir fördern, haben einen viel stärkeren Einfluss als all die klassischen Programme zur Unterstützung von Migranten. Natürlich kann man humanitäre Hilfe leisten und Essensbons ausgeben, aber solange die Migranten kein regelmässiges Einkommen haben, werden sie immer Bittsteller bleiben.»

Zwei Generationen von Jungunternehmerinnen und -unternehmern haben das Mentoring-Programm bereits absolviert. Stolz ist Nyobe auf alle, die ihre Projekte am Ende auch wirklich umgesetzt haben. In besonderer Weise sticht jedoch «Amonak» von Jean Philippe Kokora heraus. Der Informatiker aus der Elfenbeinküste, der in Tunis studiert, hat als erster Jungunternehmer aus Subsahara-Afrika das Start-up-Label erhalten, das das Ministerium für Technologie und Kommunikation seit zwei Jahren vergibt. Mit dem Label erhalten die Firmen unter anderem Steuererleichterungen und vereinfachte Investitionsbedingungen. Das Label – eine Mischung aus sozialem Netzwerk und E-Commerce-Plattform – sei «keine Errungenschaft an sich. Aber dadurch öffnet sich für uns eine neue Tür», sagte Kokora stolz, als die Entscheidung bekannt gegeben wurde.

Bleiben oder gehen?

Laurent Paul Nyobe sieht die Projekte nicht in Konkurrenz zu tunesischen Firmen. Denn einerseits richten sich viele speziell an Migrationsgruppen, andererseits «erlauben sie den Unternehmern, ihre Miete zu zahlen und lokal zu konsumieren, so dass sie ihrerseits ihren Beitrag leisten zur Wirtschaft der Region, in der sie leben.» Die wirtschaftliche Integration sieht er neben Bildung und Erziehung als wirksamstes Mittel gegen Rassismus und Diskriminierung. Der Blick der einheimischen Bevölkerung ändere sich, denn als Un-



Unter jungen tunesischen Universitätsabgängerinnen und -abgängern – hier in der Altstadt von Tunis – ist die Arbeitslosenquote besonders hoch.

© Navia/VU/laif

ternehmer werde er respektiert, da er seinen Beitrag zur Entwicklung des Landes leiste.

Doch die Corona-Krise und der wirtschaftliche Einbruch hat Spuren hinterlassen. Viele Angehörige von Minderheiten, die schon vorher in prekären Verhältnissen lebten, haben ihre Lebensgrundlage verloren. Queere Personen und Sexarbeiterinnen haben unter den strikten Massnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie sehr gelitten, berichtet Weema Askari, Projektmanagerin bei «Mawjoudin». Mehrere Mitglieder des Vereins haben nicht nur ihre Arbeit verloren, sie wurden auch unter Vorwänden von ihren Vermietern hinausgeworfen. «Ausserdem gab es



TUNESIEN IN KÜRZE

Name

Republik Tunesien

Regierungsform

Semi-präsidentielle Demokratie

Fläche

163 610 km²

Bevölkerung

11,7 Millionen
(Schätzung Januar 2020)

Hauptstadt

Tunis

Ethnien

Aufgrund seiner Geschichte lebt in Tunesien ein Völkergemisch: Ethnische Berber neben Menschen, die arabische, andalusische, türkische, italienische, maltesische oder subsahararafrikanische Vorfahren haben.

Sprachen

Amtssprache ist Arabisch. Im Alltag spricht die Bevölkerung einen tunesisch-arabischen Dialekt. In einigen Regionen, vor allem im Süden des Landes, sprechen ältere Personen noch Berbersprachen.

Religionen

95% der Bevölkerung sind Muslime. Auf der Insel Djerba leben vor allem Ibaditen. Darüber hinaus gibt es kleine christliche und jüdische Gemeinden.



eine richtiggehende Welle von Hass im Netz. Ich habe den Eindruck, dass die Leute während des Lockdowns nichts Besseres zu tun hatten, als den ganzen Tag lang im Internet zu surfen. Wir haben in den letzten Monaten sehr viel Mobbing und Zwangsausouts erlebt.»

Auch viele Migranten hat die Corona-Krise in die Verzweiflung getrieben. Sie standen ebenfalls ohne Lohn und Dach über dem Kopf da. «Wer früher mit 20 Dinar (6.50 CHF) am Tag irgendwie über die Runden gekommen ist, der stand auf einmal vor dem Nichts», berichtet Nyobe, der neben «Kufanya» mit einigen Freiwilligen eine Tafel für Migranten betreibt. Rund tausend Personen haben sie in den letzten Monaten schon mit Grundnahrungsmitteln versorgt. Viele kommen regelmässig, andere gar nicht mehr. «Dieses Jahr sind viele auf die Boote nach Europa gestiegen. In den letzten Jahren gab es vielleicht ein Drama pro Jahr. Dieses Jahr waren es vier.» Auch Frauen und Kinder

hätten bei den Überfahrten ihr Leben verloren.

Die Hoffnung aufgeben will Nyobe allerdings nicht. Im Gegensatz zu vielen anderen jungen Einwohnerinnen und Einwohnern des Landes sieht er seine Zukunft hier. Denn Tunesien sei gerade sehr dynamisch und biete Raum und Möglichkeiten, Neues zu erschaffen. Als nächstes stehen auf seiner Liste Mikrofinanz-Dienstleistungen für Projekte von Migrantinnen und Migranten. ■

Sarah Mersch ist freie Korrespondentin in Tunesien. Neben politischen Themen beschäftigt sie sich mit Gesellschaft und Kultur.

Aus dem Alltag von...

KARIMA GMADA KEFI

STELLVERTRETENDE LEITERIN «WIRTSCHAFT UND BESCHÄFTIGUNG»
IM KOOPERATIONSBÜRO IN TUNIS, TUNESIEN

Aufgezeichnet von Samuel Schlaefli

Unser Kooperationsbüro mit zehn DEZA-Mitarbeitenden ist in die Schweizer Botschaft in Tunis integriert. Dort evaluiere ich Programme, koordiniere mich mit Implementierungspartnern und spreche mich mit Regierungsstellen ab. Ich bin seit vier Jahren bei der DEZA und im Bereich Wirtschaft und Beschäftigung für die Themen Wasserversorgung und Abwasser, Energie sowie urbane Planungsprozesse zuständig.



Wir haben zum Beispiel ländliche Gemeinden in der Region Kasserine dabei unterstützt, eine bessere Trinkwasserversorgung aufzubauen. Diese Region ist seit Jahren instabil. Durch die nahe Grenze gibt es viel illegalen Handel, und die Gegend dient auch als Rückzugsgebiet für Dschihadisten. Die grössten Probleme sind jedoch die fehlenden wirtschaftlichen Möglichkeiten und die Perspektivlosigkeit der Jugend. Die Arbeitslosenquote in Tunesien ist sehr hoch, und viele Junge glauben nicht mehr an einen sozialen Aufstieg mittels eines Schul- oder Universitätsabschlusses. Jährlich brechen rund 100 000 Kinder die Schule ab. Das sind fast eine Million seit der Revolution von 2011! Heute kann sich die Jugend – anders als noch

zu meiner Zeit – zwar frei äussern und sie besitzt mehr politische Rechte. Aber die wirtschaftliche und soziale Transformation ist nach wie vor unvollständig.

Die Unterstützung von Jugendlichen und die Stärkung der lokalen Wirtschaft und Beschäftigung sind deshalb Prioritäten in all unseren Projekten. Dasselbe gilt für die Förderung der Dezentralisierung. Wir unterstützen Gemeinden dabei, mehr Verantwortung für ihre Umgebung und Bevölkerung zu übernehmen. Trotz föderaler Strukturen seit der Revolution haben viele Tunesierinnen und Tunesier noch immer einen zentralistischen Reflex. Im Projekt Acte (siehe Kasten) unterstützen wir 350 Gemeinden dabei, ein Energie-Audit durchzuführen. Die meisten haben keine Kontrolle über ihren Energieverbrauch. Ich habe kürzlich eine Gemeinde besucht, die 70 Prozent ihres Budgets für Energie aufwendet. Viel Gas und Öl gehen wegen mangelhafter Infrastruktur verloren. Mit einer gezielten Planung und Investitionen in die Infrastruktur könnten die Gemeinden viel Geld einsparen und zugleich die Umwelt schonen. Anhand der Audits helfe ich den Verantwortlichen, einen Aktionsplan zu erstellen. Damit haben sie eine Grundlage für den Zugang zu Fonds und internationaler Unterstützung.

Bei urbanen Planungsprozessen ist es oft schwierig, die Verantwortlichen verschiedener Administrationsbereiche wie Energie- und Wasserversorgung sowie Transportwesen zur Zusammenarbeit zu motivieren. Man hört sich nicht zu und plant einzig für den eigenen Bereich. In der südlich von Tunis gelegenen Stadt Sousse ist es uns mit viel Hartnäckigkeit gelungen, eine inte-

grierte Stadtplanung zu initiieren. Wir konnten die Schranken zwischen den Behörden abbauen und wertvolle neue Kapazitäten aufbauen. Das braucht Zeit, aber die ersten Ergebnisse stimmen mich positiv. So haben die Verantwortlichen einen Übersichtsplan aller öffentlichen Stadträume erstellt – ein Novum für Tunesien. Das Pionierprojekt könnte zum Vorbild für weitere tunesische Städte werden. Wir tragen somit direkt zu einem sorgfältigeren und nachhaltigeren Umgang mit dem öffentlichen Raum bei. Zwar hat sich das Stadtbild von Sousse noch nicht unmittelbar verändert, die Mentalität in den Köpfen jedoch schon. ■

SCHWEIZER BEITRAG ZUR ENERGIEWENDE

Die «Alliance des Communes pour la Transition Énergétique» (Acte) wurde von der Schweiz gemeinsam mit dem tunesischen Staat lanciert. 350 Gemeinden werden durch technische und finanzielle Hilfe bei der Erneuerung und Verwaltung ihrer Energiesysteme unterstützt. Die Energieversorgung in Tunesien basiert heute praktisch ausschliesslich auf fossiler Energie. Laut Zusagen des Staates im Rahmen des Abkommens von Paris soll der Anteil erneuerbarer Energie bis 2030 auf 30 Prozent erhöht werden. Das Projekt profitiert von Erfahrungen aus Europa und der Schweiz und richtet sich nach dem Label «European Energy Award» (EEA). Mit diesem wurden bereits über 400 Gemeinden in der Schweiz, in Frankreich, Deutschland, Rumänien, Marokko und Chile für eine integrierte Energiepolitik ausgezeichnet. Die Schweiz beteiligt sich mit 3.6 Millionen Franken für vier Jahre an Acte.

Stimme aus Tunesien

TUNESIENS JUGEND – ARTIVISTISCH!

Es ist Viertel nach zehn. Ich bin in einem Aussenviertel im Norden von Tunis und schreibe diesen Beitrag in einem Co-Working-Space. Nebenan gibt es ein Kino und eine Galerie. Durch das Panoramafenster dringt angenehmes Licht, draussen zwitschern Vögel. Diese Räumlichkeiten sind zu einem Refugium für junge Leute geworden. Sie kommen hier arbeiten, Kaffee trinken und mit Freunden plaudern. Angetan hat es ihnen auch das Grün und die luftige Terrasse. Ein aus der Zeit gefallener Moment. Die Covid-19-Pandemie ist weit weg.



OLFA ARFAOUI ist eine tunesische Artistin und Feministin. In den letzten zehn Jahren hat sie sich auf Fragen der Geschlechtergleichstellung via Kunst und Kultur spezialisiert. Sie hat das erste Netzwerk weiblicher Talente für digitale Kunst in Nordafrika und im Mittleren Osten gegründet sowie die erste DJing-Schule für Mädchen in Tunesien. Olfa Arfaoui wurde von UN Women und dem Verein Ashoka für ihr Engagement zugunsten von Gleichheit und Diversität ausgezeichnet. Sie hat Filme über die Gleichstellung beim Erben und über Frauen in der Industrie der elektronischen Musik gedreht.

Man findet hier Zeitschriften, Bücher über die tunesische Revolution wie den Essay «Dégage dégage dégage ils ont dit dégage» von Oussama Khalfaoui und Najeh Missaoui, aber auch den «Guide du Routard» für die Schweiz. Diese Fundgrube an Wissen ist unentgeltlich zugänglich. Ich habe es mir im Lesesaal gemütlich gemacht und geniesse die Ruhe und die friedliche Atmosphäre. An den Tischen rund um mich herum sitzen junge Männer und Frauen, wohl Selbstständige auf der Suche nach Inspiration und Kreativität.

Ich kenne diesen Ort, seit er 2017 in Betrieb genommen wurde. Mein Blick darauf hat sich inzwischen verändert. Ich bin mir bewusst geworden, welche grosse Bedeutung er für die jungen Tunesierinnen und Tunesier hat, die in der Kunst und in der Kultur eine neue Ausdrucksform finden, um für ihre Rechte zu kämpfen.

Zusammen mit dem Musiker Mohamed Benslama haben wir das «La Fabrique Art Studio» für Kreative und Kunstschaffende lanciert. Diese Plattform fördert Geschlechtergleichstellung und Inklusion und vermittelt den jungen Talenten freien Zugang zur digitalen Kunst, dem Sprungbrett von heute. Unser klassisches Bildungswesen kann mit den Hoffnungen der jungen Leute auf Freiheit und Gleichheit nicht mehr Schritt halten. Dabei sind sie mit grossen Herausforderungen konfrontiert: Vertrauensverlust gegenüber dem Staat, archaische Verwaltung, politischer Stillstand, nur zögerlich geförderter Unternehmergeist und eine Wirtschaft, die kaum auf die Beine kommt.

Gleichzeitig haben doch eben diese kreativen und resilienten jungen Leute im vergangenen März die landesweiten Anstrengungen gegen die Covid-19-Pandemie unterstützt. Während des Lock-

downs haben sich Facebook-Gruppen und -Seiten darum bemüht, ein breites Publikum abzulenken und zu zerstreuen. Von Frauen getragene Initiativen stechen dabei besonders hervor, darunter ArchiV'Art, Klink oder die DJ Academy for Girls.

«DIESER ORT HAT EINE GROSSE BEDEUTUNG FÜR JUNGE TUNESIERINNEN UND TUNESIER, DIE IN DER KUNST UND IN DER KULTUR EINE NEUE AUSDRUCKSFORM FINDEN, UM FÜR IHRE RECHTE ZU KÄMPFEN.»

ArchiV'Art ist eine von Wafa Gabsi gegründete virtuelle Galerie. Das Start-up-Unternehmen hat die Artists-Against-Corona-Initiative lanciert und Maler und Bildhauerinnen dazu aufgerufen, von ihren online abgewickelten Verkäufen für die öffentlichen Akteure und die Zivilgesellschaft, die gegen die Pandemie kämpfen, eine Spende abzuzweigen. Die Künstler-Booking-Plattform Klink hat zur Linderung von Einkommenseinbussen der Musiker im Anschluss an die vielen Konzerte der Facebook-Gruppe «Corona Live Music» eine virtuelle Solidaritätssammlung organisiert. Die Konzerte wurden zusammen mit virtuellen Apéros gegeben und kamen bei den Zuschauerinnen und Zuschauern gut an. Und das La Fabrique Art Studio hat die DJ Academy for Girls ins Leben gerufen, um jungen DJanes Online-Kurse für elektronische Musik anzubieten.

Und warum sollten Kunst und Kultur nicht mehr denn je im Dienst der Bürgerbeteiligung stehen? ■



WEG VON GEWALT UND ARMUT

Seit 2013 unterstützt die Schweiz in Honduras das Berufsbildungsprojekt ProJoven. Es hilft benachteiligten Jugendlichen beim Eintritt in die Arbeitswelt. Trotz Covid 19 entwickelt sich das Projekt weiter und überrascht durch seine Anpassungsfähigkeit.

Text: Luca Beti

Mirna Mendez ist mit Motoren, Benzin-geruch und öligen Händen aufgewachsen – und verliebte sich so in Autos. Täglich arbeitet sie in ihrem ölverschmierten Overall in der Werkstatt. Francesco Chinchilla wiederum war bis zu seinem 9. Lebensjahr ein Strassenkind. Es gelang ihm jedoch, sich dem Schicksal vieler honduranischer Jugendlicher zu entziehen, nämlich in einer kriminellen Jugendbande – einer «Mara» – zu enden. Heute verkauft er als Kleinunternehmer belegte Brötchen, Nachos und Empanadas. Genau wie Mirna und Francesco haben sich Tausende anderer Jungen und Mädchen selbst eine Chance gegeben, indem sie am Projekt Pro Joven teilgenommen haben, welches von der NGO Swisscontact realisiert und von der DEZA finanziert wird.

In Honduras leben 64.5 Prozent der Menschen unter der Armutsgrenze, 5.7 Prozent sind arbeitslos, und die Hälfte der Menschen ist unterbeschäftigt. Betroffen sind vor allem Jugendliche. Das entfremdet sie von der Gesellschaft und treibt sie in die Arme der Organisierten Kriminalität. «Mit ProJoven wollen wir Jugendlichen helfen, aus dem Teufels-

kreis von Gewalt und Armut auszubrechen», erläutert Olga Tinoco, Projektverantwortliche bei Swisscontact.

Gewonnenes Vertrauen des Privatsektors

Das Projekt befindet sich bereits in der zweiten Phase, die Ende 2021 endet. Von 2013 bis 2017 wurde bislang rund 12000 jungen Leuten zwischen 18 und 30 eine Ausbildung ermöglicht, 4500 haben sich selbstständig gemacht oder haben eine Beschäftigung in personalintensiven Branchen wie der Gastronomie, im Dienstleistungsbereich, dem Tourismus oder dem Bauwesen gefunden. «Das Programm will zusammen mit staatlichen und privaten Akteuren sowohl die Qualität als auch die Quantität der Berufsbildungsangebote in Honduras verbessern. Nur so können wir auf die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes angemessen reagieren», sagt Angie Murillo Gough. Sie arbeitet als Programmbeauftragte im Kooperationsbüro der DEZA in Honduras und ist für das Projekt zuständig.

Der Erfolg von ProJoven ist der Zusammenarbeit mit zahlreichen Partnern zu verdanken. Darunter finden sich NGOs, Stiftungen, kirchliche Institutionen, Handelskammern, das Ministerium für Wirtschaftsentwicklung und dasjenige für Arbeit und soziale Sicherheit sowie das nationale Institut für berufliche Ausbildung. «Indem wir das Vertrauen des Privatsektors gewonnen haben, gelang es uns, Beschäftigungsmöglich-

keiten für die Jungen zu schaffen», sagt Tinoco. Eine Zusammenarbeit, die unter anderem dazu beitrug, das duale Berufsbildungssystem der Schweiz in das Ausbildungszentrum des Hotels Escuela Madrid in Tegucigalpa zu integrieren.

Pandemie erfordert neue Lehrmethoden

In der laufenden 2. Phase wollte man ursprünglich 6000 Junge aus dem Zentraldistrikt und den Regionen Golf von Fonseca, La Mosquitia und Atlántida beruflich integrieren. Wegen der Covid-19-Pandemie ist dieses Ziel infrage gestellt. Man befürchtet den Verlust von etwa 350000 Arbeitsplätzen, und es droht ein weiterer Anstieg der Arbeitslosigkeit um 9.5 Prozent. «Wegen des behördlich angeordneten Lockdowns vergangenen März mussten wir neue Lehrmethoden entwickeln, um die Jungen, die sich für die Kurse eingeschrieben hatten, weiter ausbilden zu können», erläutert Olga Tinoco von Swisscontact.

In kurzer Zeit mussten die Projektverantwortlichen Onlineplattformen und Möglichkeiten zum Fernunterricht bereitstellen, was angesichts der mangelnden Internetabdeckung und fehlender elektronischer Geräte bei den Kursteilnehmern nicht einfach war. Diese waren zudem verunsichert, isoliert und litten unter der Rezession. «Wir merkten, dass wir die Kursteilnehmer auch auf psychosozialer Ebene begleiten mussten, und haben dann ei-

Luz Nassar schloss ihre Ausbildung als diplomierte Motorrad-Mechanikerin an der Berufsschule Comayagua Colonial ab.

© ProJoven



Wichtiger Praxisbezug: Der 23-jährige Enixon Daney Bonilla Arias während seiner Kellner-Ausbildung.

© ProJoven

nen telefonischen Beratungsdienst eingerichtet», erklärt Tinoco.

Für die jungen Kursteilnehmerinnen war die Covid-Krise jedoch auch eine Möglichkeit, neue Kompetenzen zu entwickeln. ProJoven hatte einige Initiativen zur Unterstützung der Bevölkerung lanciert. So stellten sie beispielsweise in Zusammenarbeit mit einem Privatbetrieb mittels eines 3D-Druckers Ersatzteile für Beatmungsgeräte sowie Schutzmasken und -brillen her.

Eine andere Idee richtete sich an die Kursteilnehmer im Bereich Gastronomie. «Sie bereiteten Mahlzeiten in Ausbildungszentren vor und verteilten sie in den Gesundheitseinrichtungen, an das Personal in den Spitälern und an Bedürftige aus der Bevölkerung», berichtet Tinoco. «Diese Erfahrung

wiederum hat viele motiviert, zu Hause Mahlzeiten zuzubereiten und sie dann frei Haus zu liefern und damit ein Einkommen für ihre Familien zu ermöglichen».

Präventiv und motivierend

In vier Jahren wird die bilaterale Entwicklungszusammenarbeit in Lateinamerika beendet. Was bleibt von dem Projekt? «ProJoven hat nachhaltig zu einer Modernisierung und Stärkung der Berufsausbildung beigetragen. Zudem hat es in Zusammenarbeit mit dem Privatsektor Arbeitsplätze für Junge geschaffen», antwortet Angie Murillo Gough. «Wir haben vielen Jungen ermöglicht, ihrem Leben eine neue Richtung zu geben. Und es war auch ein Projekt zur Gewaltprävention», so Olga Tonoco. Das weiss auch Francesco Chinchilla – statt eines jugendlichen Delinquenten wurde er so zu einem ehrbaren Unternehmer und einem Vorbild für seine Tochter. ■

GEWALTGEPLAGT

Die Zahl der Morde in Honduras ist eine der höchsten der Welt. 2019 gab es über 4000 Morde – mehr als 10 pro Tag –, 71,5 Prozent davon mit Schusswaffen. Zum Vergleich: Die Schweiz verzeichnete im selben Zeitraum 207 Delikte. In Honduras sind die Opfer vor allem Männer zwischen 15 und 44 Jahren. Hauptmotiv ist die Abrechnung durch Auftragskiller. In Zentralamerika ist die hohe Zahl von Tötungsdelikten vorab auf die Organisierte Kriminalität und rivalisierende Banden zurückzuführen, die sich gegenseitig das Territorium streitig machen, in welchem sie den Kokainschmuggel Richtung USA kontrollieren. In Honduras zwingen Gewalt und unsichere Lebensbedingungen tausende Menschen dazu, ihr Zuhause zu verlassen. Man schätzt, dass es über 250 000 intern Vertriebene gibt.

ALLE HILFE AN EINEM ORT

Mehr Verurteilungen, weniger Furcht: Im Südsudan bieten One-Stop-Zentren Überlebenden von sexueller Gewalt medizinische, psychische und rechtliche Unterstützung an einem Ort. Ein solches Zentrum hat die Schweiz bereits ermöglicht, ein zweites ist in Planung.

Text: Christian Zeier

Samira* war 14, als sie vergewaltigt wurde. Ihre Grossmutter hatte sie des Diebstahls bezichtigt, doch das Mädchen bestand auf seiner Unschuld. Also brachte die ältere Frau ihre Enkelin auf den lokalen Polizeiposten, wo Samira vorübergehend verhaftet wurde und bis zum Abschluss der Ermittlungen inhaftiert bleiben sollte. Doch dazu kam es nicht: In ihrer ersten Nacht in der Zelle wurde das Mädchen von einem Polizeibeamten sexuell belästigt und dann vergewaltigt.

Trotz ihres jungen Alters fand Samira am nächsten Tag die Kraft und den Mut, den Täter bei seinen Kollegen anzuzeigen. Diese nahmen den Polizisten in Gewahrsam und brachten das Mädchen in das One-Stop-Zentrum zum Schutz von Familien im nahen Krankenhaus. Hier erhielt sie zuerst psychologische Unterstützung und wurden dann zur medizinischen Untersuchung an ein Ärzteteam weitergeleitet.

Ihre Betreuungsperson erklärte Samira die im Zentrum angebotene Rechts-hilfe, worauf sie sich entschied, an einer Rechtsberatung teilzunehmen. So kam es zu einer Nachuntersuchung bei der Polizei und letztlich zu einem Gerichtsverfahren gegen den Beamten. Das Resultat: Nach nur zwei Monaten wurde der Täter zu zehn Jahren Haft und einer Geldstrafe verurteilt.

Mehr Frauen wehren sich

Was tönt wie eine Selbstverständlichkeit, ist alles andere als das. Samira lebt in Wau, einer Stadt im Nordwesten des Südsudans, wo geschlechtsspezifische Gewalt noch immer viel zu selten verfolgt und geahndet wird. Wäre die Vergewaltigung vor mehreren Jahren passiert, Samiras Aussicht auf eine angemessene Betreuung und auf Gerechtigkeit wären äusserst schlecht gewesen. «Dass ausgerechnet ein Polizeibeamter vor Gericht kommt, das gab es in der Vergangenheit nicht», sagt Modong Diana vom Schweizer Kooperationsbüro im Südsudan. Allein der Zugang zu an-

gemessener psychologischer und medizinischer Hilfe sei für betroffene Frauen eine Herausforderung – ganz zu schweigen von der nötigen Unterstützung, um ein Gerichtsverfahren anzustreben.

Deshalb wurde 2018 mit finanzieller Unterstützung der Schweiz das erste One-Stop-Zentrum in Wau eröffnet. Die Idee dahinter: Überlebende von geschlechtsspezifischer Gewalt sollen an einem einzigen Ort nicht nur medizinische und psychosoziale Hilfe erhalten, sondern auch rechtliche Unterstützung. «Die Tatsache, dass alle Dienstleistungen vertraulich an einem sicheren Ort angeboten werden, ist für Überlebende sehr ermutigend», sagt Modong Diana. «Die Existenz des Zentrums hat viele Frauen dazu gebracht, sich zu melden und sich zu wehren.» Seit der Eröffnung vor zwei Jahren wurden 231 Fälle registriert, wovon 58 in einer Verurteilung vor einem staatlichen Gericht endeten. In 20 weiteren Fällen kam es zu einer aussergerichtlichen Einigung, 25 endeten vor traditionellen Gerichten.

Für Frank Bertelsbeck, der die DEZA-Projekte im Südsudan von Bern aus betreut, ist das ein grosser Erfolg. «Es gibt im Südsudan eine starke Tradition, solche Fälle zu vertuschen», sagt er. «Unser Ziel ist es, diesen Kreislauf des Schweigens zu durchbrechen.» Dazu trage das One-Stop-Zentrum bei, indem es für den Prozess wichtige Parteien wie Polizei, Justiz, Medizin oder Politik zum gemeinsamen Handeln bringe. Lokale Behörden und die zuständigen Ministerien seien eng eingebunden und wür-

JUNGES LAND IN DER KRISE

Am 9. Juli dieses Jahres begeht der Südsudan sein zehnjähriges Jubiläum. Doch das jüngste Land der Welt hatte in der Vergangenheit nur wenig Grund zum Feiern: Ein 2013 ausgebrochener Bürgerkrieg hat Hunderttausende das Leben gekostet und über zwei Millionen Menschen vertrieben. Die bewaffneten Auseinandersetzungen dauerten über Jahre an – allein in den ersten fünf Monaten des Jahres 2020 registrierte die UNO-Mission vor Ort 415 gewalttätige Vorfälle. Ein Hoffnungsdimmer: Im Oktober letzten Jahres unterschrieben Übergangsregierung und Rebellen Gruppen einen Friedensvertrag. Es ist allerdings nicht der erste seiner Art. Noch keiner brachte wirklich Frieden.

den das Projekt mit personellen Ressourcen unterstützen. Zudem habe die intensive Sensibilisierungsarbeit in der Bevölkerung zu einer erhöhten Akzeptanz des One-Stop-Zentrums geführt, sagt Modong Diana. «Unsere Zahlen zeigen, dass es kein Tabu mehr ist, sexuelle Gewalt zu melden.»

Lokale Organisationen einbeziehen

Die Problematik jedoch ist nicht auf Wau beschränkt. Eine vom International Rescue Committee und dem Global Women's Institute durchgeführte Untersuchung ergab 2017, dass rund 65 Prozent der befragten Frauen im Südsudan bereits einmal physische oder sexuelle Gewalt erlebt haben. Um dieses Problem anzugehen, lancierte der UNO-Bevölkerungsfonds (UNFPA) eine Initiative gegen geschlechtsspezifische Gewalt und eröffnete 2017 das erste One-Stop-Zentrum in der Hauptstadt Juba.

Mittlerweile existieren bereits elf solcher Zentren in acht der zehn Bundesstaaten – implementiert und finanziert von unterschiedlichen NGOs und Geberländern. Das Projekt in Wau wird neben der Schweiz auch von Schweden unterstützt und von der NGO Strategic Initiative for Women in the Horn of Africa (SIHA) umgesetzt. Im benachbarten Bundesstaat Warrap entsteht mit Unterstützung der DEZA bald das zwölfte Zentrum.

Dass das Konzept auch dort funktionieren wird, davon ist DEZA-Mitarbeiterin Modong Diana überzeugt. «Das Wichtigste ist, dass wir lokale Organisationen und Institutionen einbeziehen», sagt sie. «Diese verstehen die lokalen Begebenheiten besser und können die Kontinuität des Projekts sicherstellen.»

Für die Schweiz läuft die finanzielle Unterstützung unter humanitärer Hilfe und untersteht daher einem eher kurzfristigen Planungshorizont. Den-

noch ist für Frank Bertelsbeck klar: «Die Verurteilungen der Täter sind ein Erfolg, aber das ist erst der Anfang», so der DEZA-Mitarbeiter. «Um eine Verhaltensänderung bei den Männern zu erreichen, braucht es ein langfristiges Engagement.» ■

* Name geändert

Treffen mit Aktionsgruppen in der südsudanesischen Stadt Wau. Die Sensibilisierungsarbeit in der Bevölkerung ist ein wichtiger Bestandteil des One-Stop-Zentrums.

© UNFPA



EINBLICK DEZA

NACHHALTIGE ERNÄHRUNGSSYSTEME

(evp) Die noch nie dagewesene Abwanderung vom Land Richtung Stadt stellt für die Stadtgebiete in ganz Afrika eine enorme Belastung dar. Informelle Siedlungen wachsen schnell. Der Mangel an angemessenen sanitären Einrichtungen schafft ein Umfeld, das den Ausbruch verschiedener durch Wasser übertragener Krankheiten fördert. Zudem zählt die Ernährungsunsicherheit in diesen Siedlungen zu einer der höchsten auf dem Kontinent. Diese prekären Umstände führen dazu, dass die dort lebenden Menschen zu den am meisten gefährdeten Bevölkerungsgruppen der Welt gehören. Die von der DEZA angestossene Initiative RUNRES versucht, diese entwicklungspolitischen Herausforderungen der sanitären Versorgung und der Ernährungsunsicherheit gleichzeitig anzugehen, indem sie Innovationen identifiziert, testet und installiert. Diese sollen helfen, in Äthiopien, Ruanda, der Demokratischen Republik Kongo sowie in Südafrika eine zirkuläre Wirtschaft für widerstandsfähige und nachhaltige Ernährungssysteme in Stadtregionen aufzubauen.

Projektdauer: 2019–2023

Volumen: 4.5 Millionen CHF

WESTAFRIKA: VERBESSERTES BILDUNGSSYSTEM

(wla) Um das westafrikanische Bildungssystem zu verbessern, mangelt es den Führungskräften und dafür verantwortlichen Personen wie beispielsweise Ministern, NGOs oder zivilgesellschaftlichen Akteuren oft an spezifischen Fachkenntnissen oder an Kapazitäten. Das regionale Förderprogramm «Qualité de l'Education en Afrique de l'Ouest» (PRAQUE-AO) setzt sich zum Ziel, 2300 Führungskräfte – davon 30 Prozent Frauen – auszubilden,

damit sie besser in der Lage sind, relevante Innovationen im Bereich Bildung und Pädagogik zu konzipieren, zu analysieren, weiterzugeben und schlussendlich das Bildungssystem zu transformieren. Dies ermöglicht Schülerinnen und Schülern, eine qualitativ hochwertige Ausbildung zu erhalten und erhöht ihre Chancen auf den Zugang zu einer beruflichen und qualifizierten postschulischen Ausbildung.

Projektdauer: 2019–2027

Volumen: 7.28 Millionen CHF

UKRAINE: BILDUNGSOFFENSIVE

(acm) Die Ukraine erlebt momentan tiefgreifende gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Umwälzungen. Zu den behördlich initiierten Neuerungen gehört die Dezentralisierung des Bildungswesens: aktualisierte Inhalte, qualifizierte Lehrpersonen und strikte Qualitätskontrollen sind die Hauptziele. Mit dem Projekt «Decentralization for Improved Democratic Education» trägt die DEZA zur Entwicklung eines wirkungsvollen, transparenten und partizipativen Bildungswesens in den ländlichen Regionen bei. Ein leistungsfähiges Bildungswesen und mehr gesellschaftliches Engagement der Jugendlichen sollen das Vertrauensverhältnis zwischen den örtlichen Behörden und der Zivilgesellschaft fördern.

Projektdauer: 2019–2024

Volumen: 4.43 Millionen CHF

BANGLADESCH: COVID-19-ABFEDERUNG

(somar) In Bangladesch dürfte die Verlangsamung in manchen Schlüsselsektoren wie der Textilindustrie das langfristige Wirtschaftswachstum beeinträchtigen. Das Land leidet auch

unter der Rückkehr vieler Migrantinnen und Migranten und dem Unterbruch der Transferzahlungen aus dem Ausland. Um die gesundheitlichen und sozioökonomischen Covid-19-Folgen einzudämmen, unterstützt die DEZA die Behörden in verschiedenen Bereichen: Trinkwasser- und Nahrungsmittelversorgung, Geldzuschüsse, Zugang zu Information sowie Prävention. Die langjährige Erfahrung der Schweiz und ihrer Partner (Unicef, UNDP und lokale NGO) sowie das Vertrauensverhältnis zu den staatlichen und den lokalen Behörden verleihen der Initiative beträchtlichen Mehrwert.

Projektdauer: 2020–2023

Volumen: 3 Millionen CHF

UNO: CORONA-SPEZIALFONDS

(bumir) Die Covid-19 Krise wirkt sich direkt auf die Existenzgrundlage von Millionen von Menschen aus. Weltumspannendes, rasches und koordiniertes Vorgehen ist unerlässlich. Solidarisch und verantwortungsbewusst trägt die Schweiz zum Spezialfonds der Vereinten Nationen (UN COVID-19 Response and Recovery Fund) bei. Dieser stellt mittellosen Ländern kurz- und mittelfristig Gelder für die Bekämpfung der Pandemie, die Begrenzung der sozioökonomischen Auswirkungen und die Ankurbelung des wirtschaftlichen Aufschwungs zur Verfügung.

Projektdauer: 2020–2022

Volumen: 8 Millionen CHF

«ENTWICKLUNG IST DIE FREIHEIT, EIN SELBSTBESTIMMTES LEBEN ZU FÜHREN»

Die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit wurde 2020 für die kommenden vier Jahre neu ausgerichtet. «Eine Welt» wollte von der Entwicklungsökonomin Isabel Günther und dem Entwicklungssoziologen Elísio Macamo wissen, was gute Entwicklungspolitik ausmacht und inwiefern die Schweizer Strategie einer solchen entspricht.

Interview: Samuel Schlaefli

Herr Macamo, Sie sind in Mosambik aufgewachsen und haben immer wieder zu Ihrem Herkunftsland geforscht. Die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit ist seit 1979 in Mosambik aktiv. Was hat sie dort bis heute bewirkt?

Elísio Macamo: Was die Schweiz in Mosambik macht, ist durchaus sinnvoll. Sie hat eine starke Präsenz, neuerdings vor allem im Bereich der Friedensstiftung und der Mediation. 2019 hat sie nach dem Zyklon Idai humanitäre Hilfe geleistet. Aber ich habe Mühe mit Ihrer Frage, weil ich mich weigere, diese Aktivitäten als Entwicklungsleistung zu betrachten. Zwar können Projekte in der Gesundheitsförderung eine positive Wirkung haben, wie die Reduktion von Infektionskrankheiten. Aber das bringt Länder nicht in eine Position, in welcher sie ihre Probleme selbst definieren und nachhaltig lösen können. Der Begriff «Entwicklungszusammenarbeit» beschreibt für mich deshalb vor allem einen internationalen Apparat, der Geld ausgibt für bestimmte Dinge, die diesen Apparat am Leben erhalten. Ich meine das nicht zynisch. Aber es gibt eine Marktnische, die mit der Überzeugung bedient wird, etwas Gutes für die Welt tun zu wollen.

Frau Günther, stimmen Sie Herrn Macamo zu? Führt Entwicklungszusammenarbeit in vielen Fällen gar nicht zu Entwicklung?

Isabel Günther: Es kommt natürlich darauf an, was wir unter Entwicklung verstehen. Wenn wir darunter zum Beispiel die Verbesserung der Gesundheit und den besseren Zugang zu Bildung verstehen, dann gibt es viele Organisationen, die positiv dazu beitragen. Wenn wir Entwicklung aber nur auf makroökonomischer Ebene betrachten und schauen, ob die Entwicklungszusammenarbeit ganze Staaten in die Lage bringt, sich selbst nach eigenen Vorstellungen zu entwickeln, so leistet sie kaum einen Beitrag. Das zeigen auch makroökonomische Studien. Die Summen, die für Entwicklungszusammenarbeit ausgegeben werden, sind dafür viel zu gering. Sie betragen weltweit rund 150 Milliarden Dollar pro Jahr – das entspricht dem Umsatz von zwei grossen international tätigen Schweizer Unternehmen.

Ein Tropfen auf den heissen Stein also, wenn es um die Bekämpfung von globaler Ungleichheit und Armut geht?

Isabel Günther: Nein, ich sehe das nicht so pessimistisch, denn Entwicklung kann auch auf der Mikroebene stattfinden. Da bin ich ganz Schülerin des indischen Entwicklungsökonomens Amartya Sen, der unter Entwicklung vor allem die Befähigung des Einzelnen versteht, sein Leben selbst zu gestalten. Wenn Kinder besseren Zugang zu Gesundheitsleistungen und Schulen haben, dann haben sie später auch mehr Möglichkeiten in ihrem Leben.

Trotzdem stellt sich hier eine Grundsatzfrage: Wäre es nicht viel effektiver, Handelsbarrieren für Staaten des globalen Südens abzubauen, Schuldentrückzahlungen zu tilgen oder Steuergerechtigkeit herzustellen, anstelle mit einzelnen Projekten selektiv bestimmte Gruppen kurzfristig zu unterstützen?

Isabel Günther: Natürlich wäre eine globale Vermögenssteuer sehr effektiv für die Armutsbekämpfung. Die 2000 Reichsten auf dieser Welt verfügen über dasselbe Vermögen, wie die 4,6 Milliarden Ärmsten. Wenn man die Vermögen der reichsten ein Prozent der Weltbevölkerung mit nur 0,5 Prozent besteuern würde, dann hätten wir rund das fünffache Budget der jetzigen Entwicklungszusammenarbeit. Die Frage

ISABEL GÜNTHER ist Professorin für Entwicklungsökonomie an der ETH Zürich und seit 2014 Direktorin des NADEL, das Hochschulabgänger für die Arbeit in der Entwicklungszusammenarbeit ausbildet. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich vor allem mit der Messung von Armut und Ungleichheit sowie der Effektivität von Politiken und Technologien zur Armutsbekämpfung. Sie hat in Benin, Burkina Faso, Äthiopien, Ghana, Kenia, Uganda und Südafrika geforscht.



ELÍSIO MACAMO ist Professor für Soziologie mit Schwerpunkt Afrika an der Universität Basel. Zuvor lehrte er Entwicklungssoziologie an der Universität Bayreuth, wo er Gründungsmitglied der «Bayreuth International Graduate School of African Studies» war. Für den «Council for the Development of Social Science Research in Africa» in Dakar (Senegal) bietet er regelmässig methodologische Workshops für afrikanische Doktoranden an.

ist nur, ob eine solche Steuer kurzfristig umsetzbar ist. Natürlich muss man diese globalen strukturellen Ungleichheiten auch angehen. Aber deshalb Dinge nicht zu machen, die wir jetzt tun können, auch wenn in einem sehr viel kleineren Massstab, das ist für mich kein Argument.

Elísio Macamo: Mir scheint noch ein anderer Punkt wichtig. Politische Probleme sollten vor Ort artikuliert werden und nicht ausserhalb. Die Schweiz und andere Länder machen sich zu politischen Akteuren in Mosambik und anderswo, wenn sie dort mit ihrer Finanzkraft zum Beispiel Arbeitsbedingungen verändern wollen. Zudem lautet die Hypothese von Entwicklungsorganisationen meist, dass sie Probleme bekämpfen, die vor ihnen da waren. Doch in den letzten 30 bis 40 Jahren beschäftigt sich

der Entwicklungsapparat vor allem mit Problemen, die er selbst geschaffen hat.

Können Sie ein Beispiel dafür nennen?

Elísio Macamo: Infolge von Verbesserungen im Gesundheitsbereich leben wir heute länger, wir haben weniger Krankheiten und werden immer mehr. Das braucht Infrastruktur und Arbeitsplätze. Das können wir aus eigener Kraft nicht schaffen. Das mag nun malthusianisch klingen, aber wir können nicht so tun als ob die Entwicklungszusammenarbeit nur dazu da ist, um Probleme zu lösen, die andere geschaffen haben. Das finde ich naiv. Entwicklungserfolge schaffen neue Probleme, die dann wiederum bewältigt werden müssen.

Ist das nun ein Plädoyer dafür, die Hände komplett von der Entwicklungszusammenarbeit zu lassen?

Elísio Macamo: Nein, aber es braucht ein anderes Verständnis dafür, was wir mit Entwicklungszusammenarbeit überhaupt schaffen. Heute herrscht oft noch die Vorstellung vor, dass der Entwicklungsapparat nur dazu da ist, Probleme zu lösen, die «die Afrikaner» selbst geschaffen haben. Aber so ist es nicht; seit 500 Jahren ist es nicht mehr so.

Frau Günther, stimmen Sie mit Herrn Macamo überein? Brauchen wir ein neues Verständnis von Entwicklungszusammenarbeit?

Isabel Günther: Ich möchte an dieser Stelle doch gerne auf den historisch einzigartigen Rückgang der globalen Kindersterblichkeit über die letzten 50 Jahre hinweisen. Das ist ein Fortschritt und kein zusätzliches Problem. Keine Mutter der Welt will mit ansehen müssen, wie ihr Kind stirbt. Natürlich ist es wichtig, dass man sich bewusst ist, welche Dynamiken man durch bestimmte Interventionen auflöst. Aber das ist nichts Spezifisches für die Entwicklungszusammenarbeit. Ich stimme Herrn Macamo jedoch zu, dass die europäische Entwicklungszusammenarbeit nicht afrikanische Herausforderungen lösen kann, sondern dass wir alle sowohl Ursache als auch Lösung der grössten globalen Probleme sind.

Kommen wir auf die «Strategie der internationalen Zusammenarbeit 2021-2024» zu sprechen, die letztes Jahr vom Parlament verabschiedet wurde. Während der Vernehmlassung wurde die neue Ausrichtung von vielen zivilgesellschaftlichen Organisationen kritisiert. Herr Macamo, wie beurteilen Sie diese Strategie?

Elísio Macamo: Ich finde sie ein wenig seltsam. Zum Beispiel will man dort Ursachen für die Migration und Flucht bekämpfen. Aber wieso muss man Migration bekämpfen? Vielleicht ist sie ja auch eine Lösung für Länder wie Mosambik oder den Senegal. Europa hat sich auch entwickelt, indem die Armen und Jungen die Möglichkeit hatten auszuwandern. Aktuell haben wir einen Krieg im Norden von Mosambik. Ein Grund dafür ist, dass viele Junge ohne Perspektiven dort nicht weggehen können. Mir ist bis heute nicht klar, weshalb Migration hier in der Schweiz in erster Linie ein Problem sein soll.

Frau Günther, was halten Sie von der Strategie, Entwicklungszusammenarbeit zur Minderung von Migration einzusetzen?

Isabel Günther: Das ist aus verschiedenen Gründen problematisch: Entwicklung ist die Freiheit ein selbstbestimmtes Leben zu führen – und dazu gehört auch die Mobilität. Aus ökonomischer Perspektive gibt es ausserdem keine Intervention, die effektiver ist um Armut zu reduzieren, als die Migration.

Das müssen Sie erklären.

Isabel Günther: Studien haben gezeigt, dass der wichtigste Grund für Chancengleichheit unsere Nationalität ist. 60 Prozent der globalen Einkommensunterschiede kommen alleine durch den Geburtsort zustande. 20 Prozent hängen von der ökonomischen Situation des Elternhauses ab. Und nur 20 Prozent werden bestimmt durch die eigene Arbeit, die Bildung und weitere persönliche Faktoren. Deshalb ist Migration so effektiv: Mit derselben Ausbildung und Arbeit kann jemand in einem anderen Land ein sehr viel höheres Einkommen generieren. Entwicklungszusammenarbeit sollte Migration so begleiten, dass sie die positivsten Effekte für alle hat. Solche Ansätze finden sich ja teils auch in der Strategie 2021-2024. Aber von der Idee, Migration durch Entwicklungszusammenarbeit zu reduzieren, davon sollte man sich verabschieden.

Ein weiterer Schwerpunkt der neuen Strategie ist die stärkere Kopplung von Entwicklung und der «Innovationskraft und Expertise des Privatsektors». Wo sehen Sie Chancen und Risiken solcher öffentlich-privater Kooperationen?

Isabel Günther: Natürlich ist Kooperation bei der Bewältigung vieler Herausforderungen sehr sinnvoll. Ein aktuelles Beispiel ist die Erforschung, Produktion, Verteilung und Anwendung eines Impfstoffs gegen Covid-19. Es ist einleuchtend, dass alle Akteure eine wichtige Rolle spielen und mitmachen müssen – die Wissenschaft, die Privatwirtschaft, die Staaten sowie die Zivilgesellschaft. Ein Risiko sehe ich jedoch darin, dass der Fokus auf den Privatsek-

tor zur verdeckten Exportförderung für die Schweiz wird. Dafür sollten keine Entwicklungsgelder eingesetzt werden.

Die neue Strategie legt zudem einen Fokus auf die Evaluation von Wirkung. Führt mehr Wissenschaftlichkeit automatisch zu einer effektiveren Entwicklungszusammenarbeit?

Isabel Günther: Die Forderung nach mehr Evidenz sollte nicht darin münden, dass man von jedem einzelnen Entwicklungsprojekt die Wirksamkeit misst. Das ist weder machbar noch sinnvoll. Es sollte vielmehr darum gehen, bestehende wissenschaftliche Evidenz zu nutzen, um Entwicklungszusammenarbeit in Hinblick auf die Verbesserung von Lebensbedingungen effektiver zu gestalten.

Elísio Macamo: Der Ruf nach mehr Evaluation ist die Folge einer andauernden politischen Diskussion darüber, dass Gelder für die Entwicklungszusammenarbeit verschwendet werden. Ich gebe Frau Günther zwar recht: Es ist legitim, die Wirkung der eingesetzten Gelder zu evaluieren. Nur wird die Entwicklungszusammenarbeit dadurch auch ständig in Frage gestellt und man reduziert die Ziele alleine auf Effizienz. Effektivität und Wirkung hingegen sind oft schwieriger zu messen. Zu was das führen kann, sehen wir in Grossbritannien. Dort macht der Entwicklungsapparat nur noch, was sich gut messen lässt. Ob die Programme für die Menschen, denen geholfen werden soll, wichtig sind, spielt dabei keine Rolle mehr.

Isabel Günther: Solche Entwicklungen sollten aber nicht als Ausrede dienen, um bestehendes empirisches Wissen zu ignorieren. Es ist unsere Pflicht, wissenschaftliche Erkenntnisse zu nutzen, genauso wie in anderen Politikbereichen auch. Insbesondere, weil die verfügbaren Gelder stark limitiert sind. ■

ZWISCHEN GOOD NEWS UND UNTERGANG

Wird die Welt besser oder schlechter? Was oft als Glaubensfrage abgetan wird, kann weitreichende Auswirkungen auf unsere Gesellschaft haben – und auf die Entwicklungszusammenarbeit.

Text: Christian Zeier

2017 stellte das Marktforschungsunternehmen Ipsos über 26 000 Personen in 28 Ländern Fragen zum Zustand der Welt. Nur ein Fünftel von ihnen glaubte, dass heute anteilmässig weniger Menschen in extremer Armut leben als vor zwanzig Jahren. Leidiglich 39 gaben an, dass die Kindersterblichkeit gesunken sei. Dabei sind die Zahlen klar: Der Anteil der Menschen, die in extremer Armut leben, nimmt seit zwei Jahrhunderten ab – seit 20 Jahren sogar sehr stark. Die Kindersterblichkeit konnte in den letzten 20 Jahren halbiert werden – sogar die am wenigsten entwickelten Länder verzeichnen hier grosse Fortschritte. Zudem hat sich die Lebenserwartung seit 1900 mehr als verdoppelt, mehr Menschen gehen länger zur Schule und auf lange Sicht sterben weit weniger einen gewaltsamen Tod. Leben wir also in der bisher besten aller Welten? Und falls ja: Wieso ist das so wenigen bewusst?

Die Daten-Aufklärer

Mit dieser Kluft zwischen erfassbaren Daten und subjektiver Wahrnehmung beschäftigen sich immer mehr Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Einer der bekanntesten unter ihnen war Hans Rosling, der 2017 verstorbene Professor für internationale Gesundheit und Gründer der Gapminder-Stiftung in Stockholm. Während Jahren stellte er Tausenden Personen immer wieder

dieselben Fragen zum Zustand der Welt – und stellte immer wieder fest, dass die meisten komplett daneben liegen. Mit seinen zahlreichen Publikationen und millionenfach gesehenen Vorträgen versuchte Rosling aufzuzeigen, dass zu viele Menschen ein zu düsteres Bild unserer Welt haben. Und: dass Fakten dabei Abhilfe schaffen können.

«DIE WELT IST WIE EIN KRANKES KIND, DAS SICH LANGSAM ERHOLT – GESUND IST SIE DESWEGEN NOCH LANGE NICHT.»

Hans Rosling

Max Roser, Wirtschaftswissenschaftler an der Uni Oxford und wie Rosling ein Daten-Aufklärer, erkennt ein Versagen der Medien und Bildungssysteme, welche nüchtern aufzeigen sollten, wie sich die Welt verändert. Er hat deshalb die Online-Plattform «Our World in Data» geschaffen, auf der globale Statistiken und gesellschaftsrelevante Veränderungen publiziert werden. Und Roser warnt, dass die weit verbreitete Unwissenheit über positive Veränderungen mit einer allgemeinen Unzufriedenheit einhergehe. Tatsächlich erwartet mehr als die Hälfte der von Ipsos befragten Menschen stagnierende oder schlechtere Lebensbedingungen in den nächsten 15 Jahren.

Max Roser ist überzeugt, dass dieser Pessimismus auch politisch von Bedeutung ist: «Wer nicht erwartet, dass sich die Dinge verbessern, wird mit geringerer Wahrscheinlichkeit Massnahmen fordern, die positive Entwicklungen herbeiführen können», schreibt er. Wer hingegen nicht zynisch werde und verstehe, dass in Bereichen wie Armut oder Gesundheit grosse Fortschritte erzielt werden, könne dieses Wissen zur Verbesserung der Welt nutzen. Aus einer Glaubens- wird so eine Grundsatzfrage – mit potenziellen Auswirkungen auf gesellschaftsrelevante Bereiche wie die Entwicklungszusammenarbeit.

Der Reiz des Negativen

Steven Pinker, der kanadische Star-Intellektuelle und Professor für kognitive Psychologie an der Uni Harvard spricht gar von einer selbsterfüllenden Prophezeiung: Indem wir glauben, dass die Welt schlechter wird, könnten wir sie tatsächlich schlechter machen. In seinem Buch «Enlightenment Now» präsentiert Pinker deshalb Statistik um Statistik zu Themen wie Gesundheit, Bildung, Gewalt oder Armut. Seine Überzeugung: Schaffen wir es, unsere falschen Vorurteile abzubauen, könnten wir objektiver (und optimistischer) auf die Welt blicken. Weshalb also tun wir uns damit so schwer?

Klar ist, dass negative Ereignisse eher im Gedächtnis bleiben und im öffentlichen Diskurs mehr Raum erhalten als positive. Keine Zeitung berichtet täglich darüber, dass die Kindersterblichkeit erneut gesunken und schon wieder kein Flugzeug abgestürzt ist. Hungersnöte und Flugzeugabstürze hingegen ergeben fette Schlagzeilen und viele Klicks. Hinzu kommt, dass wir uns nach der Lösung eines Problems meist auf das nächstkleinere fokussieren. Der Harvard-Psychologe David Levari und sein Team haben Probanden Bilder von Menschen vorgelegt und sie aufgefordert, die bedrohlich wirkenden auszusortieren. Das überraschende Resultat: Sobald weniger Bedrohliche zur Auswahl standen, nahmen die Testpersonen auch die weniger Bedrohlichen als bedrohlich wahr. Man könnte also sagen: Je mehr Fortschritt, desto schlimmer erscheinen verbleibende Ungerechtigkeiten.

Eine Frage der Perspektive

Das passt zur Kritik, mit der Pinker, Roser und ihre Fachkollegen wohl am häufigsten konfrontiert werden: der selektiven Auswahl ihrer Indikatoren und der Subjektivität von Wohlergehen. Zwar können die Daten-Aufklärer aufzeigen, dass gewisse zentrale Indikatoren in die richtige Richtung weisen, doch das heisst nicht zwingend, dass die Welt besser wird. Einerseits gibt es bei den quantifizierbaren Fortschritten grosse regionale Unterschiede (siehe Randspalte) und objektive Verbesserungen resultieren nicht immer in subjektivem Wohlergehen. Die Bevölkerung Chinas etwa, die einen massiven wirtschaftlichen Aufschwung erlebt, soll laut World Happiness Report nicht glücklicher sein als 1990. Andererseits existieren genügend Indikatoren und Unsicherheiten, an denen sich eine pessimistische Weltsicht auch statistisch festmachen lässt: die ungleiche

Verteilung des Wohlstandes etwa, die in den letzten Jahren gestiegene Zahl der Hungernden und Vertriebenen oder auch die Gefahren des Klimawandels. Fortschritt sei volatil, betont Nassim Nicholas Taleb, Statistiker, Risikoanalytiker und einer der schärfsten Kritiker Pinkers. Einzelne Ereignisse könnten jahrhundertelange Verbesserungen in kurzer Zeit zerstören.

«WER NICHT ERWARTET, DASS SICH DIE DINGE VERBESSERN, WIRD MIT GERINGERER WAHRSCHEINLICHKEIT MASSNAHMEN FORDERN, DIE POSITIVE ENTWICKLUNGEN HERBEIFÜHREN KÖNNEN.»

Max Roser

So bleibt die Frage nach dem Zustand der Welt zumindest teilweise eine Frage der Perspektive: Welchen Zeithorizont betrachten wir? Welche Region? Und wie gewichten wir Zahlen gegenüber Empfinden?

Klar ist: Zuverlässig erhobene Daten können als Orientierungshilfe dienen, um Vorurteile abzubauen und irrationale Ängste zu mildern. Und sie können dabei helfen, die richtigen Probleme anzugehen, die noch verblieben sind. Denn auch Hans Rosling fand nicht, dass die Welt gut sei. «Sie ist wie ein krankes Kind, das sich langsam erholt», sagte er. «Gesund ist sie deswegen noch lange nicht.» ■

UNGLEICH VERTEILT

Wer vom Fortschritt der Welt spricht, vergisst gerne, dass Veränderungen oft grosse regionale Unterschiede aufweisen. So haben zum Beispiel zahlreiche asiatische Länder in den letzten Jahrzehnten riesige Sprünge gemacht, was die durchschnittliche Lebenserwartung angeht. China, Thailand oder Sri Lanka liegen alle bei fast 80 Jahren – ganz knapp hinter den USA. Viele afrikanische Länder hingegen, wie zum Beispiel Somalia (59), Mosambik (60) oder DR Kongo (63) liegen weit zurück. Ähnlich sieht das Bild bei Indikatoren wie der extremen Armut oder dem Pro-Kopf-Einkommen aus. Mehr Daten: www.gapminder.org, www.ourworldindata.org

Carte blanche

STIRBT DER JOURNALISMUS, STIRBT DIE DEMOKRATIE

Im November 2008 bot mir der Chefredaktor von «The Cambodia Daily» eine Stelle an. Ich wollte schon immer Journalistin werden, um den Stummen eine Stimme zu geben und gesellschaftliche Ungerechtigkeiten aufzudecken. Ausserdem freut es mich, wenn Menschen lesen, was ich schreibe, und darauf reagieren. In den sechs Jahren, in denen ich für diese englischsprachige Tageszeitung arbeitete, erwarb ich mein journalistisches Rüstzeug: Fragen stellen, gute Perspektiven finden, recherchieren, Geschichten erzählen.



BOPHA PHORN ist eine freie Reporterin aus Phnom Penh. Sechs Jahre arbeitete sie für die englischsprachige Tageszeitung «The Cambodia Daily», während drei Jahren unterrichtete sie Journalismus an einer Universität in Phnom Penh. Bopha Phorn absolvierte ein Praktikum bei der Nachrichtenagentur Associated Press (AP) in New York und arbeitete für den US-Fernsehsender ABC. Sie schrieb für «Voice of America», «Al Jazeera», das International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ) und die «Nikkei Asian Review». Für ihre Reportage über illegale Abholzung erhielt Bopha Phorn 2013 den «Courage in Journalism Award» der International Women's Media Foundation (IWMF).

Für eine funktionierende Demokratie ist Journalismus überlebenswichtig. Stirbt er, stirbt auch die Demokratie. In Kambodscha kämpfen Demokratie und Journalismus gleichermaßen ums Überleben. «The Cambodia Daily» hatte die beste mir bekannte Redaktion: Kambodschanische Reporter arbeiteten mit Journalisten aus der ganzen Welt zusammen und lernten von ihnen. Viele gingen später zu weltweit renommierten Medienhäusern.

Ich erinnere mich an die Zeiten, in denen wir nächtelang arbeiteten, um sicherzugehen, dass unsere Reportagen korrekt waren; an die Abenteuer, die wir erlebten, um aus allen Ecken Kambodschas zu berichten. Ich erinnere mich auch an die Drohungen von Regierungsbeamten, die uns einschüchtern wollten. In Kambodscha stehen die meisten Medien unter dem Einfluss der Regierung. Unabhängige, kritische Zeitungen wie «The Daily» werden zur Zielscheibe. Unsere vielfältigen Themen betrafen oft den Machtmissbrauch von Regierungsmitgliedern und die Auswirkungen auf gefährdete Menschen und Orte: Holzfäller mit politischen Verbindungen, die illegal Wälder abholzten; Bauunternehmer mit Beziehungen zu Politikern, die ganze Dörfer räumen liessen. Solange es keine Rechenschaftspflicht für die Regierung gibt, wird sich daran nichts ändern. Trotzdem blieben wir hartnäckig. Manchmal mit Erfolg. Meine Reportage über einen gut vernetzten russischen Pädophilen, der sich in Kambodscha versteckte, führte zu dessen Abschiebung und Strafverfolgung.

Eine Recherche über die illegale Abholzung von Wäldern im Westen Kambodschas endete tödlich. Mein Kollege und ich reisten 2012 mit dem Umweltschützer Chut Wutty in das Gebiet. Dort

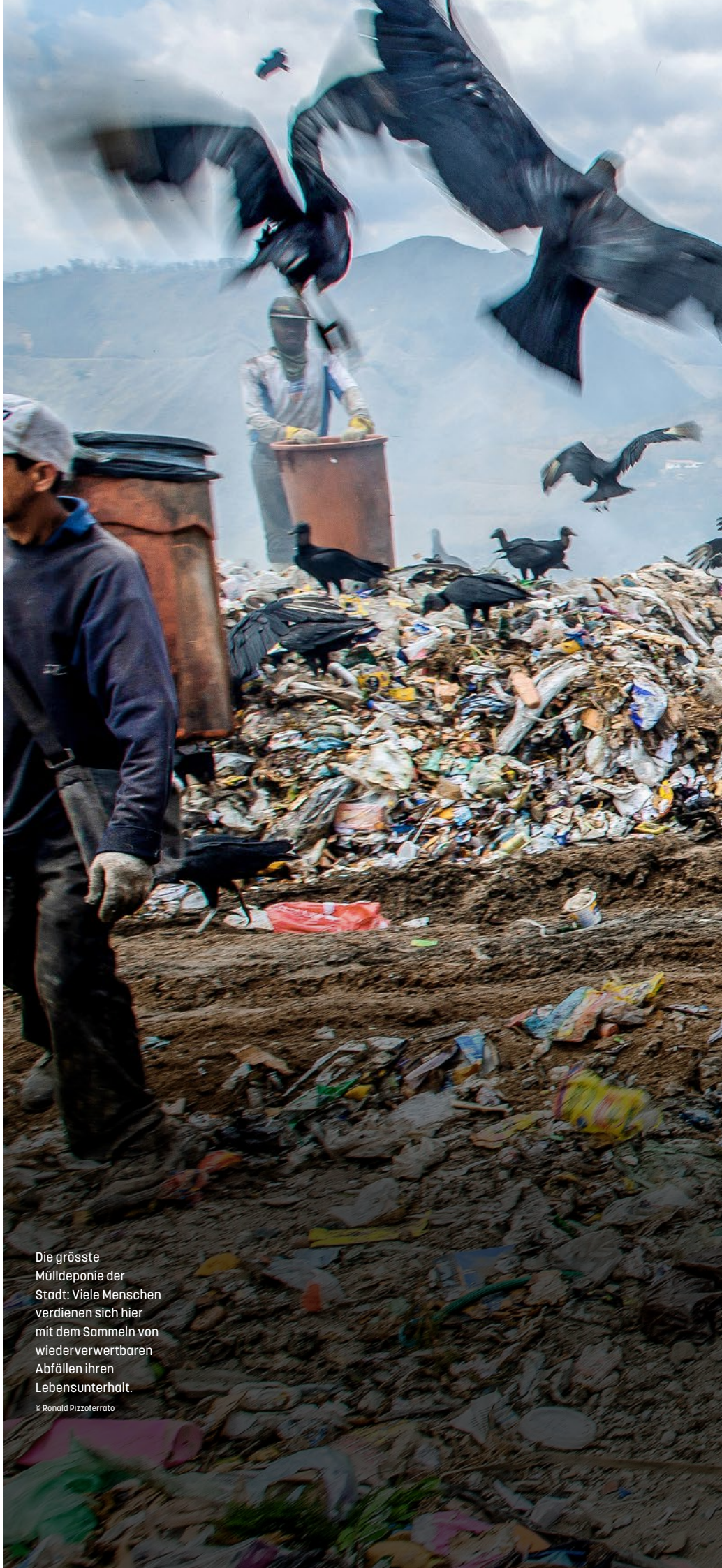
wurden wir von bewaffneten Militärpolizisten angehalten. Sie verlangten unsere Speicherkarten, nahmen uns die Kamera weg, es kam zum Streit. Wir kehrten zum Auto zurück, wollten einsteigen. Dann fielen zwei, drei Schüsse. Wutty starb auf dem Fahrersitz, vor dem Auto lag ein toter Militärpolizist, dem später der Mord an Wutty angehängt wurde. Warum der Umweltschützer sterben musste, wurde nie geklärt. So sind unsere Behörden. Ihre Aufgabe ist es, das Land und die Menschen zu schützen. Stattdessen töteten sie einen der engagiertesten Umweltaktivisten und vertuschten das Verbrechen.

Ich machte weiter, obwohl es Leute gab, die mich drängten, das Land zu verlassen. Aber wenn ich gehe, dann zu meinen eigenen Bedingungen. Ich glaube daran, dass kambodschanische Journalisten eines Tages völlig frei sein werden, um Geschichten zu schreiben, die für das Leben der Menschen von Bedeutung sind. «The Cambodia Daily» wurde 2017 eingestellt. Die Regierung ging hart gegen politische Gegner, NGO und unabhängige Medien vor. Die Zeitung sollte massiv Steuern nachzahlen, wozu sie nicht in der Lage war. Auf der Frontseite der letzten Ausgabe berichtete sie über die Verhaftung des Oppositionsführers. Die Schlagzeile lautete «Abstieg in die Diktatur».

Ich hatte Glück. Den Artikel las ich während eines Aufenthalts in den USA. Anschliessend folgte ein Praktikum bei der Associated Press und bei ABC. Meine Liebe zum Journalismus ist auch nach zehn Jahren ungebrochen. Viele meiner ehemaligen kambodschanischen Kollegen inspirieren mich weiterhin durch ihre beharrliche Arbeit, die sie unter so schwierigen Bedingungen leisten. Der Geist von «The Cambodia Daily» lebt. ■



RONALD PIZZOFERRATO ist 1988 in Caracas, Venezuela geboren. Er wuchs bei den Grosseltern auf, die als Arbeitsmigranten in den 50er-Jahren eingewandert waren. Kindheit und Jugend verbringt er mehrheitlich auf der Strasse. Er sprüht Graffiti auf Mauern, praktiziert Kickboxen, zieht durch Bars und ist häufig in Schlägereien verwickelt. Dann absolviert er die Diplombildung zum Physiotherapeuten an einer von Hugo Chavez gegründeten Universität, die auch den Ärmsten ein Studium ermöglicht. Santiago, sein bester Freund, bringt ihn mit der Fotografie in Kontakt und ermutigt ihn, da er sein Talent erkennt, seiner Begabung zu folgen.



Die grösste Mülldeponie der Stadt: Viele Menschen verdienen sich hier mit dem Sammeln von wiederverwertbaren Abfällen ihren Lebensunterhalt.

© Ronald Pizzoferrato

«MEINE WELT»

Die Bilder des jungen venezolanischen Fotografen Ronald Pizzoferrato zeigen selbstbewusste Menschen, die Tag für Tag in einer Stadt, die am Rand des sozialen und ökonomischen Zusammenbruchs steht, ums Überleben kämpfen.

(lb) In einem Zürcher Restaurant sitzt Ronald Pizzoferrato vor einer Tasse Kaffee und erzählt von seinem Caracas, der Stadt, die er dokumentiert. «Sie machte mich zu dem, was ich bin. Ich wuchs auf der Strasse auf. Dort habe ich Respekt, Freundschaft, Kameradschaft, Gutes wie Schlechtes gelernt», sagt der junge Fotograf. Er pendelt zwischen Venezuela und der Schweiz, wohin er das erste Mal 2014 gereist ist, weil ihn zwei junge Graffiti-Künstler eingeladen hatten. «Das

Kältegefühl, das mich damals überkam, als ich aus dem Flugzeug stieg, vergesse ich nie. Ich wäre am liebsten sofort umgekehrt. Der Kulturschock kam dann erst später», erinnert sich Pizzoferrato. Doch er bleibt neun Monate und spart sich Geld zusammen, mit dem er sich nach der Rückkehr in die Heimat eine professionelle Kamera kauft. «Damit begann ich das mich umgebende Leben abzubilden: Das Schlangestehen für Gas und Wasser, die Banden, der sozi-

ale Kollaps, die Stadtguerilla, Jungs, die Fussball spielen oder mit einer Pistole hantieren.» Seine Fotos zeigen stolze, selbstbewusste Menschen. Er will sie weder als Opfer darstellen noch sie verurteilen, er ist gleichzeitig Beobachter und Beteiligter. «In den Fotos steckt mein Hintergrund, meine eigene Geschichte», erklärt er. Ronald Pizzoferrato schenkt uns einen authentischen Blick auf Caracas. Es ist sein Leben. ■



1



2



3



4

1 Patienten im Vargas-Spital, das im Zentrum der Stadt liegt. 2 Während der Junge auf dem Heimweg von der Schule ist, führt die Polizei eine Razzia durch. 3 Weggeworfene Banknoten: Die galoppierende Inflation macht sie zu Altpapier. 4 Jugendliche Boxer kurz vor dem Wettkampf. 5 Ein Jugendlicher repariert einen Basketballkorb im Quartier Pinto Salinas. 6 Junge Frau in der U-Bahn von Caracas. 7 Zwei Monate nach diesem Foto wurde der 19-jährige Kelvin Perez von einem Jugendlichen aus einer rivalisierenden Bande erschossen.

© Ronald Pizzoferrato (7)





© trigon-film

FILME STREAMEN IN DEN SPRACHEN DER WELT

(wr) 2020 war das Corona-Jahr, in dem auch Kinos geschlossen waren. Wer dennoch sehenswerte Filme schauen und dabei ein Angebot aus der ganzen Welt geniessen wollte, konnte dies dank der Schweizer Streaming-Plattform *filmingo*, die die Stiftung *trigon-film* seit 2013 aufgebaut hat. Und wenn die Kinos 2021 hoffentlich wieder offen sein können: *filmingo* bietet weiterhin ein Fenster zur Welt. Wo sonst sieht man ein so farbenfrohes und vielfältiges Filmangebot, wo sonst kann man sorgsam Untertitelte Filme sehen, die gesprochen werden in Amharisch, Armenisch, Aserbaidschanisch, Aymara, Bambara, Georgisch, Hindi, Jakutisch, Lingala, Koreanisch, Madagassisch, Malayalam, Mongolisch, Nepali, Shuar, Siswati, Tadschikisch, Wayuu oder Wolof? Natürlich gibt's da auch viele Filme in Chinesisch, Japanisch, Portugiesisch, Russisch, Spanisch, Französisch, Englisch und Deutsch. Wer die Vielfalt der Welt schätzt, schaue rein in die Streaming-Plattform filmingo.ch oder auf trigon-film.org

FILME

WEISSES GOLD



© z1/g

(ng) Auf der rauen Hochebene der Salinas Grandes im Nordwesten Argentiniens gibt es enorme Lithiumvorkommen. Der gefragte Rohstoff – auch als Weisses Gold bezeichnet – wird für Elektrobleiben verwendet und lockt zahlreiche internationale Konzerne an. Doch der Lithiumabbau benötigt riesige Mengen an Süswasser, das wiederum den Indigenen zunehmend fehlt, sie leiden unter Wassermangel. Der Raubbau an der Natur widerspricht ihrem Konzept vom sorgsamem Umgang mit der Mutter Erde «Pachamama» und bedroht ihre traditionelle Lebensweise. Der Film «Oro Blanco» erzählt von einem existenziellen Landnutzungskonflikt und regt mit grossartigen, stillen Bil-

dern zur Reflexion über Nachhaltigkeit, Entwicklung und das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Lebenskonzepte an. «Oro Blanco» von Gisela Carbajal Rodríguez, Dokumentarfilm, Deutschland. Zum Streamen auf www.education21.ch/de/filme

BÜCHER

UKRAINISCHE LIEBLINGE

(bf) Die Lieblinge der Justiz, das sind Verbrecher und Verbrecher, echte und vermeintliche: Bohdan Staschynskyi zum Beispiel, ein KGB-Agent und Auftragskiller, der den ukrainischen Nationalisten Stepan Bandera in seinem Münchner Exil ermordet, dann aber wegen der Liebe zu einer ostdeutschen Friseurin mit ihr in den Westen flieht und sich dort der Justiz stellt. Der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsh erzählt in seinem neusten Roman «Die Lieblinge der Justiz» ebenso virtuos wie scharfsinnig und voller Fabulierlust von den Verbrechen und Verrätern aus 400 Jahren ukrainischer Geschichte.

«Die Lieblinge der Justiz» von Juri Andruchowytsh, Suhrkamp Verlag, Berlin 2020

KINDER AUF DER FLUCHT



(bf) Das Drama von Flüchtlingen ist nie vorbei, und dasjenige von geflüchteten Kindern erst recht nicht. Das zeigen die aktuellen Bilder aus Idlib, Lesbos oder ein Blick in die Geschichte. Während sich heute Kinder via Iran, Syrien und die Türkei, durch die Sahara oder auf anderen gefährlichen Pfaden auf den Weg nach Europa machen, kamen sie früher aus europäischen Ländern, beispielsweise auf der Flucht vor der Franco- oder der Hitlerdiktatur und vor der stalinistischen Verfolgung. Kinder sind Opfer politischer Machtverhältnisse. Die Schweiz spielte stets eine besondere Rolle, wenn es um Menschen und insbesondere Kinder auf der Flucht ging – im Positiven wie auch im Negativen. Die beiden Journalisten Martin Arnold und Urs Fitze ziehen mit den Mitteln der historischen Recherche und der Reportage einen Querschnitt durch das 20. und 21. Jahrhundert und beleuchten dabei auch heutige Fragen von humanitärer Hilfe und Integration in der neuen Heimat. «Kinder auf der Flucht» von Martin Arnold und Urs Fitze; Rotpunktverlag, Zürich 2020

DEZEMBERKIDS

(bf) Die in Algerien aufgewachsene Kaouther Adimi ist ein Shootingstar unter den jungen Autorinnen in Frankreich. Ihr neuester Roman «Dezemberkids» ist eine funkelnde Erzählung über die algerische Revolution gestern und heute, der das Lebensgefühl der algerischen Jugend widerspiegelt. Die Geschichte basiert auf einem Ereignis im Jahr 2016, als sich eine Schar Teenager gegen zwei hohe Generäle wehrt, die auf ihrem Bolzplatz teure Villen errichten wollen. Die Jungen proben den Aufstand gegen den verkrusteten politischen Machtapparat. Anhand dieses Konflikts erkundet Adimi die algerische Gesellschaft, beleuchtet Korruption und Machtmissbrauch, die Geschichte des Landes, den Kampf gegen die Franzosen und die Islamisten und auch die Lebensrealität der Frauen in den letzten Jahrzehnten. «Dezemberkids» von Kaouther Adimi, Lenos Verlag, Basel 2020

MUSIK

FESSELNDE RESONANZEN



(er) Ihre nomadische Herkunft inspiriert sie. Ihre Stimmungen für karge und weite Grassteppen, für rauschende Wälder und windumrauschte Berggipfel wollen sie vermitteln. Das ist im zweiten Album der Mitglieder des 2009 gegründeten mongolischen Sextetts Khusugtun spürbar. Dazu trägt ihr seit Generationen in der südsibirischen Republik Tuva und im benachbarten Land Mongolei gepflegte männliche Kehlgesang bei. Faszinierend ungewohnt sind die rau-tiefen, nahezu röchelnden und jublierend-hohen Töne, zu denen eine Frauenstimme einige Akzente setzt. Das schwebende und zugleich erdige Timbre wird durch ein traditionelles Instrumentarium betont. Vorgetragen werden u. a. Loblieder auf Pferde und Kamele, eine Ode an Dschingis Khan, eine überlieferte kalmückische Erzählung des Jangar-Heldenepos – fesselnde Resonanzen. *Khusugtun: «Jangar» (Buda Musique)*

BERAUSCHENDE FUSION

(er) Er liebt und bevorzugt den unverkennbaren Sound des legendären analogen Drumcomputers TR-808, den das japanische Unternehmen Roland 1980 auf den Markt brachte. So fügt der in Brüssel lebende tunesische Musiker und Produzent Sofyann Ben Youssef seinem Künstlernamen Ammar die Zahl 808 bei. Für die Aufnahmen seiner aktuellen CD reiste er nach Chennai, die Hauptstadt des indischen Bundesstaats Tamil Nadu. Dort

zeichnete er eindruckliche Stimmen auf, die in Tamil-Sprache epische Geschichten vortragen. Dazu kamen Melodien von einheimischen Musikern, Klänge von Flöte, Oboe und Trommeln sowie rapartige Tonspuren von Strassentheaterperformances. Diese Field Recordings verlinkte Ammar 808 im Studio kaleidoskopisch mit seinen pulsierenden und mantraartigen elektronischen Perkussionslinien. Das Resultat ist eine vielschichtige und berauschende Fusion von Mythos mit Moderne. *Ammar 808: «Global Control/Invisible Invasion» (Glitterbeat Records/Indigo)*

PRICKELNDE LIAISON



(er) Unkonventionell und verrückt, einzigartig und beherzt ist das CD-Projekt «Mozart y Mambo» der britischen Starhornistin Sarah Willis, die seit 2001 bei den Berliner Philharmonikern spielt. Die virtuose Solistin tritt weltweit auf und gibt Meisterkurse, so auch in Kuba. Als die 53-Jährige in Havanna ein Mozart-Denkmal entdeckte, war die Idee geboren, Mozarts Musik mit traditioneller kubanischer Musik zu verbinden. Sie motivierte dazu die jungen Musikerinnen und Musiker des Havana Lyceum Orchestra und dessen Dirigenten, dazu noch einige bekannte Künstler aus der Klassik und populären Musikszene Kubas. Herausgekommen ist eine prickelnde Liaison der melodischen Leichtigkeit von Mozarts Klassik und der rhythmischen Beschwingtheit von Mambo. *Sarah Willis: «Mozart y Mambo» (Alpha Classics/MusiKontakt)*

FERNSUCHT



Auf der Suche nach sich

Der malawisch-sambische Schauspieler Mbene Mwambene lebt seit fünf Jahren in Bern. Zusammen mit der Performance-Gruppe experi_theater realisiert er in Zürich das Projekt Blackbox.

Bevor ich nach Europa kam, war ich ein Stück weit eine andere Person. Plötzlich lebte ich zwischen zwei Erfahrungen: dem europäischen Theater und dem Ansatz, der mir aus Malawi bekannt war. Du wirst zum Hybriden, weil du einen Weg finden musst, der in beiden Welten funktioniert. In Malawi erwartet das Publikum mehr Antworten und nimmt auch mal direkt an der Vorstellung teil. In der Schweiz hingegen gibt es diese Wand zwischen Schauspieler und Publikum. Man hofft, dass die Leute am Ende ein paar Fragen mitnehmen und sich Gedanken machen. Wenn du als Schauspieler reist und mit anderen Künstlerinnen und Künstlern interagierst, ist das eine sehr authentische Erfahrung. Du hast mit echten Gefühlen und Menschen zu tun – das gibt dir neue Instrumente, um dich und deine Arbeit zu reflektieren. In Asien, Europa, Südamerika oder Afrika gibt es die unterschiedlichsten Ansätze, Kunst zu machen. Wir leben in verschiedenen Boxen mit verschiedenen Werten und können doch voneinander lernen. Das ist ein echter Segen. Doch Unterschiede können auch Schwierigkeiten mit sich bringen. Mir ist es deshalb wichtig, den Entstehungsprozess eines Stücks zu zeigen. Ich will ehrliche Kunst machen, zu der ich einen Bezug habe. Als ich in Malawi mit dem Schauspiel anfang, war das eine Antwort darauf, was in meinem Land schief lief – sozial, politisch, aber auch kulturell. Damals steckte so viel von mir selbst in meiner Kunst. Dann begann ich mit dem professionellen Theater, doch das war nicht mehr ich selbst. Nun lebe ich seit fünf Jahren in der Schweiz und merke: Der Prozess hat sich wieder umgekehrt. Meine Kunst besteht heute wieder hauptsächlich aus dem, was ich selbst erlebt habe. Ich habe mich wiederentdeckt.

(Aufgezeichnet von Christian Zeier)

IMPRESSUM

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache, online auch auf englisch.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Patricia Danzi (verantwortlich)
Georg Farago (Gesamtkoordination)
Beat Felber, Thomas Krajnik, Marie-Noëlle Paccolat, Charlotte Stachel, Özgür Ünal

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion), Luca Betti (lb), Zélie Schaller (zs), Samuel Schlaefli (sch), Christian Zeier (cz)

E-Mail: deza@eda.admin.ch

Gestaltung, Lithografie und Druck

Stämpfli AG, Bern

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: Kommunikation EDA, Bundeshaus West, 3003 Bern

E-Mail: deza@gewa.ch

860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier und versendet ohne Verpackungsfolie.

Gesamtauflage: 47400

Titelseite: Pflegepersonal auf einer Covid-19-Abteilung im Regionalspital von Lwiw in der Ukraine.
© Regionalspital Lwiw/Ukraine

ISSN 1661-1667

www.eine-welt.ch
www.deza.admin.ch

**«Die Belastung der Gesundheitssysteme
nimmt zu, und die Krankheitslast verschiebt sich
in Richtung komplexere Leiden.»**

Lancet Global Health Commission, Seite 12

**«Warum sollten Kunst und Kultur nicht mehr
denn je im Dienst der Bürgerbeteiligung stehen?»**

Olfa Arfaoui, Seite 25

**«Wir wollen Jugendlichen helfen,
aus dem Teufelskreis von Gewalt und
Armut auszubrechen.»**

Olga Tinoco, Seite 27
